Übersetzen 02/15

Reflexionen

Patricia Klobusiczky: Übersetzer in Bellevue 1
Joachim Gauck: Schlossabend zur Würdigung von literarischen Übersetzern 1
Übersetzen für die Meinungsfreiheit. Interview mit Christa Schuenke 2

Würdigungen

Else-Otten-Preis an Bettina Bach und Rainer Kersten 3
Christoph Martin Wieland-Übersetzerpreis an Ulrich Pröfrock 4
Hieronymus-Ring 2015 an Miriam Mandelkow 5

Porträts und Institutionen

Ragni Maria Gschwend zum 80. Geburtstag 6
Philipp Thapa, Landschaftsökologe und Nepalisch-Übersetzer 7
10 Jahre Übersetzerhaus Looren 8
Das 10. Zuger Übersetzer-Stipendium 9

Berufskunde

Vertragstipps 1. Folge: Zufriedenheit per Vertrag? 10

Veranstaltungen

Das Seminar »Wie redigiere ich mich selbst?« im EÜK 10
Übersetzerkonferenz des Ireland Literature Exchange 11
Zeit der Zärtlichkeit oder Wenn Literaturübersetzer tagen 12
Leipziger Buchmesse: Übersetzerzentrum mit Podium Übersetzen für junge Leser 13

Nachrufe

Dora Ott Mangini (1947–2015) 13
Harry Rowohlt (1945–2015) 14
Dorit Gesa Engelhardt (1976–2015) 14

Rezensionen

Katrin Harlaß (Hrsg.): Handbuch Literarisches Übersetzen 15
Stefanie Schramm, Claudia Wüstenhagen: Das Alphabet des Denkens 15
Marie-Luise Knott, Georg Witte (Hrsg.):
Mit anderen Worten. Zur Poetik der Übersetzung 16

Umschlag: Wolf Harranths PC-Rubrik

49. Jahrgang, Juli–Dezember 2015

REFLEXIONEN

Patricia Klobusiczky

OHNE KNETE KEINE FETE ÜBERSETZER IN BELLEVUE

Schloss Bellevue, 27. Mai 2015

Der Bundespräsident ist ein guter, durch und durch demokratischer Gastgeber. Er empfängt nicht nur gekrönte Häupter, sondern auch – wie heute – ungekrönte Textarbeiter. Da es nur eine englische Königin, aber Tausende Übersetzer gibt, konnten nicht alle physisch vertreten sein. Die Würdigung durch Joachim Gauck gilt jedoch der gesamten Zunft, das hat er nicht nur in seiner von aufrichtiger Anerkennung zeugenden Rede deutlich gemacht, sondern auch durch den Vorsitzenden des VdÜs ausrichten lassen. Es ging ihm im Kern darum, den großen Dank, den die Gesellschaft den Übersetzern schuldet, wenigstens einmal symbolisch zum Ausdruck zu bringen: »und vielleicht kann er ja ein Schritt weiter auf dem Weg sein, der zur besseren, auch ökonomischen Anerkennung des Dienstes und des Verdienstes der Übersetzer führen mag.«

Das vielseitige Programm bot eine Fülle von Themen und Topoi quer durch Zeit und Raum, vom Turmbau zu Babel über das Johannesevangelium nach Goethes Faust und das beflügelnde Pfingstwunder bis zum von Erika Fuchs so findig nacherbauten Entenhausen. Moderator Denis Scheck führte so heiter wie kundig und diszipliniert durch den Abend.

Da gab es sogar für Übersetzungsprofis, die mit vielerlei Zungen vertraut sind, Neues zu erfahren. Péter Esterházy bekannte freimütig, »ungarische Ohren« zu haben, sodass die deutsche Sprache, die er »fließend schlecht« beherrsche, ihn kalt lasse. Ein Glück für diesen Schelm, dass seine Übersetzerin Terézia Mora von klein auf in beiden Sprachen heimisch ist. Beim Werkstattgespräch mit Leila Chammaa, Frank Günther und Rosemarie Tietze zeigte sich, wie unterschiedlich die Haltungen und Wege sein können, die zum ersehnten Ziel führen – eine werkgetreue Übersetzung, die alle Freiheiten der Gestaltung nutzt. Rosemarie Tietze plädierte für ein selbstbewusstes Auftreten der Übersetzer, die immerhin eine schöpferische Eigenleistung erbringen, während Frank Günther daran erinnerte, dass Shakespeare, der einen gewaltigen Figurenkosmos erschaffen habe, selbst vollständig hinter seinem Werk zurücktrete. Angesichts der unzähligen Übersetzungen von europäischen Klassikern wie *Anna Karenina* wies Leila Chammaa darauf hin, dass Übersetzungen aus dem Arabischen keine vergleichbare Tradition haben, was vielleicht eine unbefangenere Herangehensweise ermögliche. Ganz unbefangen geht auch der Lyriker und Übersetzer Jan Wagner mit seinen Vorlagen um, wie er am Beispiel des Gedichts »Errata« von Kevin Young eindrucksvoll vorführte. Damit bewies auch Wagner, dass Freiheit mit Treue einhergehen kann: »Nimm diesen Sing«.

Die kurzweiligen Wortbeiträge wurden von einem ebenso abwechslungsreichen musikalischen Programm eingerahmt. Neben der »Übersetzung eines kompositorischen Einfalls« aus Mozarts *Zauberflöte* durch Beethoven und zwei Vertonungen eines Lieds von Heinrich Heine war auch der Übersetzer Frank Heibert zu hören, er trug zwei frech, aber liebevoll umgetextete Jazzklassiker vor: »I Can't give you anything but – books« und »Black Coffee«. Die Wirkung dieses schwarzen Kaffees war so anregend, dass viele von uns das überaus gastfreundliche Bellevue erst lange nach Mitternacht verließen.

Patricia Klobusiczky hielt sich mit 17 für die geborene Übersetzerin, wurde bald eines Besseren belehrt und bildet sich seit 30 Jahren fort, auch durch den Austausch mit anderen ÜbersetzerInnen.

Der Bundespräsident Joachim Gauck

SCHLOSSABEND ZUR WÜRDIGUNG VON LITERARISCHEN ÜBERSETZERN

[…] Wer übersetzt, der hat eine Ahnung und der gibt letztlich eine Ahnung davon, dass etwas die Welt als Ganze im Innersten zusammenhält. Und wenn Sie so wollen, ist allein die Tatsache, dass es Übersetzung gibt, dass Übersetzung möglich ist, der Beweis dafür, dass es einen allem Sein zugrundeliegenden, allen sich sprachlich artikulierenden Wesen erreichbaren und einsehbaren Sinn gibt. Mit Kant zu sprechen: Die sinnvoll strukturierte, verstehbare und sagbare Welt ist die notwendige Bedingung der Möglichkeit dafür, dass so etwas wie Übersetzung überhaupt gelingen kann. Folgen wir diesem Gedanken, dann sind Übersetzer also gleichzeitig Zeugen und Vollstrecker einer sprachlichen Metaphysik.

Ich kann es natürlich auch etwas einfacher sagen. Dann würde der Satz heißen: Wir können einander verstehen. Aber was so einfach klingt, ist doch eigentlich, wenn es denn geschieht, jedes Mal ein Wunder. Wir können einander verstehen: Das ist die zentrale philosophische Bedeutung von Übersetzung, die aber gerade heute auch ungemein politische Bedeutung hat.

Wir reden oft und manchmal zu schnell vom Kampf der Kulturen und vom Aufeinanderprallen der Zivilisationen – und wir meinen täglich Beispiele dafür zu erleben, dass verschiedene Welten und ihre Bewohner sich mit Verständnislosigkeit oder sogar mit Unverstand gegenüberstehen. Dagegen aber sagt jede Übersetzung, sagt das Phänomen der Übersetzung selbst: Doch, wir können uns verstehen! Und mögen wir auch Fremdheit empfinden – es gibt keine absolute Fremdheit, kein absolutes Nicht-Verstehen, wo immer Menschen sprechen, wo immer Menschen sich ausdrücken.

Diese philosophische und politische Bedeutung steht nun oft in krassem Gegensatz zum Mangel an Wertschätzung für diejenigen, deren tägliches Handwerk das Übersetzen ist. Darum, meine Damen und Herren, sollen Sie heute im Mittelpunkt stehen, die literarischen Übersetzerinnen und Übersetzer, aber auch die Dolmetscher vom Sprachendienst, von denen einige unter uns sind, Sie alle, die dafür sorgen, dass wir uns nicht nur theoretisch verständigen könnten, sondern auch tatsächlich und praktisch verstehen. Aber immer noch gilt für eine große Zahl von Übersetzern, was Bundespräsident Roman Herzog 1997 sagte: »Das Verdienst und der ›Verdienst‹, den sie dafür erhalten, steht in keinem gerechten Verhältnis zueinander«. Ich denke, da können wir Roman Herzog in aller Ruhe zustimmen.

Wir werden das durch diesen heutigen Abend nun nicht fundamental ändern. Das könnten wir noch so sehr wollen, aber das wird uns nicht gelingen. Aber dieser Abend soll ein großer Dank sein, den die Gesellschaft Ihnen, den Übersetzerinnen und Übersetzern, schuldet, und ich möchte diesen Dank an diesem Abend wenigstens einmal symbolisch zum Ausdruck bringen – und vielleicht kann er ja ein Schritt weiter auf dem Weg sein, der zur besseren, auch ökonomischen Anerkennung des Dienstes und des Verdienstes der Übersetzer führen mag. Ich weiß, dass hier seit Jahren intensiv gerungen wird und ich wünsche allen Bemühungen Erfolg, die dazu beitragen, dass diejenigen, die uns die Lektüre fremdsprachiger Literatur ermöglichen, auch weiterhin gut in der Lage sind, diese wertvolle Aufgabe zu erfüllen. […]

Ich muss jetzt noch einmal zurück zur Theologie kommen, der im Übrigen vielleicht anspruchsvollsten Übung im Übersetzen, denn hier soll ja göttliches Wort, das heißt Mysterium, letztlich Unsagbares in menschliche Sprache gebracht werden: Als die Bibel beschrieb, wie es nach dem Turmbau zu Babel zur Verwirrung der Sprachen kam, da wurde diese Multiplikation der Sprachen eindeutig als Übel, als Strafe begriffen – und keineswegs als Startschuss für eine allseits bereichernde multikulturelle Vielfalt. Die Aufspaltung in verschiedene Sprachen und Kulturen wird geradezu als Phänomen der Gottesferne, der

menschlichen Hybris erzählt – und später, viel später, im Neuen Testament, wird dann das Einander-Verstehen der Fremden, jenes Pfingstwunder der Kommunikation, als Zeichen für das Wirken göttlicher Gegenwart begriffen. Da am vergangenen Wochenende Pfingsten war, hätte dieser Abend gar nicht sinnvoller terminiert werden können.

Wenn Sprache und Verstehen eine so herausragende, an die Präsenz des Göttlichen rührende Qualifikation zugeschrieben wird, dann, ja dann wissen wir, was Übersetzer auch sind: Boten einer Welt, in der man sich verstehen kann – oder, so Gott will – versteht. Sie aber, die Übersetzerinnen und Übersetzer, warten nicht auf ein Wunder. Sie wissen, dass pfingstliche Feuerzungen selten sind. Deswegen machen sie sich an die Arbeit, Tag für Tag. Geduldig, unbeirrt bringen sie fremde Welten in unsere schöne deutsche Sprache – und machen sie dadurch noch schöner. Oder sie tragen Gedanken aus unserer Sprache hinaus in eine andere. Und uns allen schenken sie Tag für Tag ein Stück neuen Verstehens, neuer Perspektive, neuer Welt. Das brauchen wir!

Und deshalb mit Begeisterung und aus vollem Herzen: danke!"

ÜBERSETZEN FÜR DIE MEINUNGSFREIHEIT

Interview mit Christa Schuenke

Christa Schuenke war neben ihrer Arbeit als Literaturübersetzerin 2009–2013 Vizepräsidentin und Writers-in-Exile-Beauftragte des PEN-Zentrums Deutschland. Mit ihr sprach Anika Wolff.

Anika Wolff: Wie ist es akut um die Meinungsfreiheit von Schriftstellern bestellt?

In vielen Ländern kommen Menschen ins Gefängnis, weil sie ihre Ansichten oder ihre Kritik am herrschenden System literarisch oder journalistisch äußern. Und das geschieht nicht etwa nur am anderen Ende der Welt, sondern auch hier in Europa, z.B. in Ungarn.

Was unterscheidet verfolgte Schriftsteller von anderen Flüchtlingen?

Autoren sind öffentliche Personen, die sich auch öffentlich äußern müssen. Ihnen drohen dafür Haft und Folter, während die anderen bloß hungern und nichts am Leib haben. Aber sie haben eben manchmal auch das Glück, gerettet zu werden. Wie Wenige das betrifft, zeigt die zweimal jährlich publizierte Case List des *Writers in Prison Committee* des Internationalen PEN.

... gerettet zum Beispiel vom deutschen PEN.

Genau. Das deutsche PEN-Zentrum hat als einziges der über 140 nationalen PEN-Zentren ein *Writers-in-Exile*-Programm. Seine Gründung fußte auf der Überlegung, dass Deutschland eine Schuld gegenüber PEN-Zentren anderer Länder abzutragen hat, weil viele deutschsprachige Autoren während der NS-Zeit ihre Heimat verlassen mussten und durch diese gerettet wurden. Der deutsche PEN wollte heute verfolgten Autoren ähnlich helfen, so entstand 1999 mithilfe der rot-grünen Bundesregierung dieses staatlich finanzierte Programm. Derzeit gibt es acht Wohnungen in fünf Städten, teils aus dem Budget des Bundes finanziert und teils von den jeweiligen Städten. Dort beherbergen wir momentan Stipendiaten aus Aserbaidschan, China, Georgien, Kolumbien, Syrien, Tunesien und Vietnam.

Wie läuft das konkret ab?

Die Namen bedrohter Autoren erfahren wir vom internationalen PEN, durch NGOs wie Amnesty International und Reporter ohne Grenzen, vom Flüchtlingshilfswerk der Vereinten Nationen (UNHCR) oder durch ehemalige Stipendiaten. Wir prüfen diese Angaben und holen die Leute dann mithilfe des Auswärtigen Amts raus, was oft ein mühsamer Prozess ist, denn viele Bedrohte leben ohne gültige Papiere im Untergrund.

Nach welchen Kriterien wird entschieden, wer ins Exilprogramm aufgenommen wird?

Ausschlaggebend ist für uns allein der Grad der Verfolgung, nicht die literarische Exzellenz. Wenn möglich versuchen wir, uns Publikationslisten etc. zu besorgen, aber wenn einer ganz schnell weg muss, weil er sonst am nächsten Morgen verhaftet wird, kann man nicht erwarten, dass er erst noch seinen Pass und ein paar Belegexemplare zusammensucht. Wir vertrauen darauf, dass diese Kollegen ehrlich sind und unsere Hilfe wirklich brauchen. Bis jetzt hat das gut funktioniert.

Hier bei uns wohnen sie mietfrei, bekommen von uns die Krankenversicherung bezahlt und erhalten ein monatliches Stipendium. Jeder Stipendiat erhält einen Betreuer für die Dinge des Alltags. Wo nötig, organisieren wir auch psychologische Betreuung. Den Deutschkurs, zu dem wir ihnen dringend raten, bezahlen sie selbst. Das Stipendium wird für ein Jahr erteilt und bis zu drei Jahren verlängert. Danach folgt fast immer ein durch den PEN juristisch begleiteter Asylantrag, der meist recht zügig durchgefochten wird.

Gehen manche Geschichten denn gut aus?

Die türkische Soziologin und Schriftstellerin Pınar Selek war zwei Jahre bei uns. In der Türkei wird sie seit 17 Jahren wegen eines angeblichen Terrorakts verfolgt und wurde schon viermal freigesprochen; ihr Fall ist, nicht zuletzt durch die Solidarität des PEN, weltweit bekannt. Sie lebt jetzt in Frankreich, schreibt Bücher und ist Universitätsdozentin. Aber dass sie nicht frei in ihrer Heimat leben darf, weil ihr dort noch immer lebenslange Isolationshaft droht, ist ein Skandal. Dass Menschen, nur weil sie öffentlich ihre Meinung äußern, ins Exil gezwungen werden, ist ein Skandal. Selbst wenn es einigen davon gelingt, in ihrem neuen Leben Fuß zu fassen und vielleicht sogar literarischen Erfolg zu haben.

Wie gehen Autoren mit so einem Schicksal um?

Manche wurden gefoltert oder mussten mit ansehen, wie ihren Angehörigen Furchtbares angetan wurde. Sie sind schwer traumatisiert und verstummen mitunter für lange. Am schwersten sind private Nöte: Wenn eine Ehefrau erst nach Jahren aus dem Herkunftsland aus-, oder hier einreisen darf, oder wenn die Eltern in der fernen Heimat sterben. Ein Autor aus Sri Lanka zeigte mir mal ein Foto seines sterbenden Vaters, neben sich auf dem Bett ein Bild seines im Exil lebenden Sohnes. Da zerreißt es dich, das siehst du nicht ohne Tränen. Aber ein Schriftsteller muss schreiben, er hat keine Wahl. Wir können nur versuchen, diesen Menschen, die bei uns Zuflucht finden, dafür anständige Bedingungen zu bieten.

Das ist sicher eine sehr herausfordernde Arbeit gewesen ...

Ja, ein Ehrenamt mit Schlaflose-Nächte-Garantie ... Ich habe oft 70 Stunden die Woche für den PEN gearbeitet – unbezahlt. Zum Übersetzen kam ich kaum noch. Finanziell eine Katastrophe. Aber ich habe viel zurückbekommen. Zum Ende meiner Amtszeit habe ich eine Anthologie mit Texten von 20 Stipendiaten unseres Programms zusammengestellt, die 2013 unter dem Titel *Fremde Heimat – Texte aus dem Exil* bei Matthes & Seitz erschien und Gedichte, Erzählungen oder Essays enthält, die während des Stipendienaufenthalts entstanden. Es war ein Geschenk, diese Texte zu lesen, die ohne unsere Unterstützung vielleicht nicht entstanden wären. Ebenso die Freunde, die ich dort gewonnen habe. Ein kubanischer Autor schrieb mir nach dem Auszug aus der Stipendiatenwohnung – erstmals auf

Deutsch: »Ich teile Dir mit, dass wir in eine neue Wohnung gezogen sind. Auch Du hast also nun ein neues Zuhause und bist uns immer willkommen.«

Gibt es etwas, das wir Übersetzer tun können?

Übersetzen. Diese Autoren sollten hier veröffentlichen können. Dazu müssten kleinere Textproben übersetzt werden, um Verlage oder Redaktionen auf sie aufmerksam zu machen. Die finanziellen Mittel des PEN sind beschränkt. Es wäre toll, wenn Übersetzer sich zur Verfügung stellen würden, hin und wieder einen kürzeren Text unbezahlt zu übersetzen. Im besten Fall könnte sich daraus ein größerer – bezahlter – Auftrag ergeben. Es wäre sehr hilfreich, wenn sich Kollegen zu solch einer Solidaritätsleistung bereit fänden. Natürlich ist nicht garantiert, dass die Arbeiten genommen werden. Wir wissen alle, wie schwer es Texte abseits des Mainstreams haben. Und dann: Wir retten nun mal nicht nur die Goethes und Schillers ...

Wer Interesse hat, sich zu engagieren, kann sich bei Christa Schuenke melden: christaschuenke@mac.com

WÜRDIGUNGEN

Maike Albath

BEMERKUNGEN ZUM ÜBERSETZEN ANLÄSSLICH DER VERLEIHUNG DES ELSE-OTTEN-PREISES

LCB Berlin, Februar 2015, gekürzte Fassung

Der **Else-Otten-Preis** ist eine alle zwei Jahre vergebene Auszeichnung für Übersetzer aus dem Niederländischen. 2014 erhielten ihn **Bettina Bach** für *Der blaue Vogel kehrt zurück* von Arjan Visser und **Rainer Kersten** für *Der Bibliothekar, der lieber dement war als zu Hause bei seiner Frau* von Dimitri Verhulst.

In einer Novelle des ungarischen Schriftstellers Deszö Kosztolány geht es um einen Mann, der sich als Übersetzer versucht. Er trägt den vielsagenden Namen Gallus, ist äußerst gebildet, besitzt einen sprühenden Geist und spricht mehrere Sprachen. Sein Freund, zugleich der Erzähler der Geschichte, vermittelt den Kontakt zu einem Verleger. Gallus wird mit der Übersetzung des Kriminalromans *Das geheimnisvolle Schloss des Grafen Viciszláv* betraut. Und, siehe da, ihm gelingen elegant dahin gleitende Satzketten, abwechslungsreiche Verknüpfungen, lyrisch inspirierte Bilder. Aber als der Freund das Original hinzuzieht, fällt ihm auf: Der Übersetzer ist ein notorischer Kleptomane. Er stiehlt. Wenn in der Urfassung 33 Fenster erleuchtet sind, sind es in der Übersetzung nur zwölf, aus vier Kristalllüstern werden zwei, aus 1500 Pfund 150. Insgesamt entwendet er aus dem Original 947 Perlenhalsbänder, 181 Taschenuhren, 309 Paar Ohrringe und 435 Koffer, ganz zu schweigen von unzähligen Bündeln Banknoten.

Mit dieser spitzfindigen Erzählung will ich keinesfalls Übersetzer diebischer Neigungen bezichtigen, schon gar nicht die heutigen Preisträger. Aber Kosztolány macht mit seiner Novelle auf ein Charakteristikum des Übersetzerhandwerks aufmerksam: Bei der Übertragung von der Ursprungs- in die Zielsprache geht immer etwas verloren. Gleichzeitig, und das kommt in der Geschichte nicht mehr vor, ist aber umso wichtiger und wäre eine weitere Novelle wert, beschenkt der Übersetzer einen Text auch. Er legt ihm ein fremdes Sprachkleid an und fügt ihm etwas hinzu.

Von der Schönheit der Mehrsprachigkeit

Vor allem Wilhelm von Humboldt, als Übersetzer des *Agamemnon* mit den Herausforderungen des Berufes vertraut, hat unermüdlich auf die Schönheit der Mehrsprachigkeit aufmerksam gemacht und in der Vielfalt der Sprachen eine Bereicherung des Denkens erkannt: »Durch die Mannigfaltigkeit der Sprachen wächst unmittelbar für uns der Reichtum der Welt und die Mannigfaltigkeit dessen, was wir in ihr erkennen; es erweitert sich zugleich dadurch für uns der Umfang des Menschdaseins«, heißt es bei ihm. Das Übersetzen ist also Teil dieses schöpferischen Prozesses. Schleiermacher sah gerade in der Auseinandersetzung mit den griechischen Dramen eine große Chance für die deutsche Kultur, denn unsere Sprache könne »durch die vielseitige Berührung mit dem Fremden recht frisch gedeihen und ihre Kraft vollkommen entwickeln«.

Übersetzungen können einen befreienden Effekt haben und auf die jeweilige Nationalsprache zurückwirken, denn sie sind weniger strikt im Umgang mit Normen, verfügen über andere Bildwelten und ein fremdes Formenrepertoire und sprengen mitunter den Kanon.

Immer wieder kam es im Verlauf der Literaturgeschichte zu folgenreichen Ansteckungen durch andere Literaturen, die sich wie intellektuelle Epidemien verbreiteten. So ahmt die lateinische Dichtung zunächst die griechische nach, die arabische Literatur fließt in die mittelalterliche Minnetradition ein, Dante knüpft an eine Jenseitsreise eines arabischen Dichters an, die über den Umweg von Spanien auf Lateinisch nach Europa kam, die provenzalische Lyrik wird ebenso wie die französische Epik für ganz Europa zu einem Modell, der Petrarkismus verbreitet sich von Italien ausgehend bis nach England, Shakespeare verwendet die italienische Gedichtform des Sonetts und fügt lange Passagen einer kanonischen Ovid-Übersetzung in seinen *Sturm* ein (und würde heute vermutlich als übler Plagiator beschimpft). Blütezeiten der verschiedenen Literaturen waren meistens Phasen, in denen sehr viel übersetzt wurde. Als Goethe und Schiller ihr großes Weimarer Projekt starteten, begaben sich Heerscharen von Dichtern auf die Suche nach fremdsprachigen Werken, um damit, so hoffte man, auch der deutschen Literatur auf die Sprünge helfen zu können. Es ging um nichts weniger als um die Entstehung einer nationalen Kultur. Herder, der sich vor allem für volkstümliche angelsächsische Dichtung begeisterte, in ein regelrechtes Ossian-Fieber verfiel und vom »Homer des Nordens« schwärmte, wollte »durch fremde Gärten« gehen, um »für meine Sprache Blumen zu holen«. Hier ist das kulturelle Unterlegenheitsgefühl äußerst produktiv. Mit Hilfe von Übersetzungen startete man eine Art Weltentdeckerprogramm: Die Fremde sollte einen Erneuerungs- und Modernisierungsprozess einleiten und zugleich die deutsche Sprache zu einem Umschlagplatz der Weltliteratur machen.

Elektrisierende Wirkung des Fremden

Auch in Italien hatte ein sprachlicher Minderwertigkeitskomplex sehr positive Folgen für die Literatur. Dort war der Abstand zwischen der Literatursprache, die aus dem 14. Jahrhundert stammte, und der gesprochenen Sprache traditionell sehr groß. Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts, als die Isolation unter Mussolini als besonders quälend und erstickend empfunden wurde, entdeckten einige junge Männer aus Turin Amerika und begannen wie wild zu übersetzen: Sie gründeten sogar einen Verlag und erneuerten über den Umweg des modernen amerikanischen Erzählens auch die italienische Literatur. Lewis, Melville, Thomas Wolfe, John Dos Passos befeuerten ihre Entdeckerlust. Plötzlich kam die gesprochene Sprache ins Spiel, plötzlich verwendete man andere Zeitformen und traute sich, Geschichten aus der Provinz zu erzählen. Die Amerikaner selbst hatten nach dem Ersten Weltkrieg ihre Literatur als provinziell und verarmt empfunden, von Paris aus einen Internationalisierungsschub bewirkt und eine ganze Woge von

Übersetzungen losgetreten. Ähnlich war es in Deutschland nach dem Zweiten Weltkrieg, als Zeitschriften zu großen Foren von Übersetzungen wurden, mit denen man den Anschluss an die europäische Moderne suchte, von der man so lange abgeschnitten gewesen war.

Die Wirkung des Fremden war immer elektrisierend. Isoliert sich ein Land, mangelt es an inspirierenden Einflüssen durch einen anderen Blick auf die Welt und andere Formen, kommt es zum Stillstand. Oft sind es die Schriftsteller selbst, die diesen Mangel empfinden und deshalb zu Übersetzern werden. Schlegel und Tieck mit ihren Shakespeare-Übersetzungen, in Italien Cesare Pavese, Elio Vittorini, Natalia Ginzburg und heute Gianni Celati, in Deutschland knüpfen Terézia Mora, Mirko Bonné und Antje Rávic Strubel an diese Tradition an.

Genauso wie Literatur etwas Bewegliches und Flüssiges ist, das sich mit jeder Lektüre und jedem Leser neu entfaltet, ist auch das Übersetzen eine dynamische Tätigkeit. Es bedeutet verändern, umformen, neu denken und verwandeln. Dabei geht es nicht um eine technische Entsprechung, im Gegenteil. Sklavische Präzision und philologische Genauigkeit laufen Gefahr, einen leblosen Text hervorzubringen. Kritiker – und damit meine ich meine eigene Zunft – begehen manchmal den Fehler, Übersetzungen ausschließlich am Original zu messen. Dabei kann eine Übersetzung nicht schlechter als ein Original sein, höchstens als andere Übersetzungen.

Den Bereich des Ästhetischen verteidigen

»Der wahre Übersetzer muss in der Tat der Künstler selber sein und die Idee des Ganzen beliebig so oder so geben können«, heißt es schon bei Novalis, »er muss der Dichter des Dichters sein.« Damit sind wir beim Kern angelangt, nämlich bei den Dichtern und Schriftstellern. Es ist ein großes Missverständnis, Übersetzer als eine Art Sprachservicekraft zu verstehen, die einfach nur dasselbe in anderen Worten vermittelt. Die große Herausforderung für den literarischen Übersetzer besteht nicht nur darin, etwas von der einen in die andere Sprache zu transportieren, sondern vor allem in der Beschäftigung mit dem besonderen Material, denn Literatur ist eine Form des poetischen Sprechens. Mit literarischen Texten begeben wir uns auf ein Gebiet, das sich dem Alltagsleben und seinen Zwängen und Bedingungen entzieht. Wir betreten den Bereich des Ästhetischen, dessen Privileg es ist, dass es nicht auf Kommunikation, Verwertbarkeit oder Produktivität ankommt. Im Bereich des Ästhetischen herrscht Freiheit, es ist ein Hort der Utopie, und wer in diesen Bezirk eintritt, kann erfahren, was das Leben ist oder wie es beschaffen sein könnte. Man kann Demenz als Lebensmodell ausprobieren, wie in dem Roman von Dimitri Verhulst oder, wie bei Arjan Visser, ein Schuldgefühl zum Ausgangspunkt einer Handlung machen. Der Literaturwissenschaftler Leo Spitzer sprach von »der Veränderung der Seele der Epoche«, die ein Schriftsteller wahrnehme und in Sprache übersetze. Dichter schöpfen die Sprache in ihrer funktionalen Fülle aus, bis in die kleinsten Verästelungen hinein. Und diese Nuancen und Verästelungen der Quellsprache sind das Terrain des Übersetzers.

Genau wie der Schriftsteller selbst verteidigt der Übersetzer durch seine Arbeit den Bereich des Ästhetischen. Er kennt das Potential der Sprache, er weiß um ihre Möglichkeiten und bemüht sich, diese immer wieder neu auszutarieren, sie zu dehnen und zu weiten. Dass es dabei zu Verschiebungen kommt, leichten Verlagerungen, ist kein Verlust, sondern ebenso ein Gewinn. Wie bei einem kostbar gearbeiteten Möbelstück mit Intarsien ändert sich die Zusammensetzung der Hölzer, die Farbabstufung, vielleicht auch das Muster, dennoch ist ein Tisch als Tisch wiedererkennbar und eine Kommode als Kommode.

In einer Epoche der Sprachenhierarchie, in der das Englische so dominant geworden ist, sind Übersetzungen aus dem Niederländischen ins Deutsche und umgekehrt ein geradezu heroischer Akt. Achtzig Prozent aller Übersetzungen in Sprachen wie das Deutsche, Französische, Niederländische, Italienische, Japanische, Spanische, Hindi oder Schwedische sind aus dem Englischen. Es herrscht eine starke Asymmetrie – und umso wichtiger ist die Arbeit der Preisträger. Übersetzungen aus kleineren Sprachen stellen ein widerstandsfähiges gallisches Dorf inmitten der anglifizierten Bücherwelt dar, die droht, in ein langweiliges Standard-Globalesisch zu verfallen. Die Folge wäre eine sprachliche Monokultur, die auch zu einem monokulturellen Denken verführen würde. Die Übersetzer, die wir heute Abend auszeichnen, stehen für eine Gegenbewegung. Ich gratuliere den Preisträgern zu ihrem Beruf!

»IN SPRECHBLASEN TANZEN« INTERVIEW ANLÄSSLICH DES WIELAND-PREISES

Berlin, Januar 2015/Biberach, Juni 2015, gekürzte Fassung

Der Freiburger Übersetzer und Buchhändler **Ulrich Pröfrock** erhielt für seine herausragende Übertragung von Christophe Blains und Abel Lanzacs Comic *Quai d'Orsay. Hinter den Kulissen der Macht* den diesjährigen **Christoph Martin Wieland-Übersetzerpreis**. Lars von Törne sprach mit Helga Pfetsch anlässlich der ersten Verleihung des Wieland-Preises für die Übersetzung eines Comics bzw. einer Graphic Novel.

Lars von Törne: Was macht eine gute Übersetzung aus – und was sind die Besonderheiten einer guten Comicübersetzung?

Helga Pfetsch: Die beste Übersetzung in jedem Genre ist diejenige, die beim deutschen Leser genau die Wirkung entfaltet, die der Originaltext auf seine Leser hat. Dazu gehört inhaltliche Genauigkeit genau so wie der richtige Sprachstil und der treffende Tonfall. Herüberkommen muss auch die Haltung, aus der gesprochen, beschrieben und beobachtet wird. Das alles gilt auch für die Übersetzung von Comic und Graphic Novel, wobei hier noch die Beschränkung auf einen fest definierten Platz – die Sprechblase – hinzukommt. »In Ketten tanzen«, das gilt für die Comicübersetzung ganz besonders.

»Eine Sprache ganz verstehen heißt, das Volk ganz kennen, das sie spricht«, hat Georg Christoph Lichtenberg mal festgestellt – wie sehr sollte ein guter Comicübersetzer auch ein passionierter Comicleser sein?

Um es nüchtern zu sagen: Die Passion ist keine Voraussetzung für eine gute Übersetzung; Professionalität ist vermutlich auch ohne sie denkbar. Allerdings, ohne in die Sprache, die Kultur

© Abel Lanzac/Christophe Blain/Reprodukt

© Abel Lanzac/Christophe Blain/Reprodukt

und das Genre richtig eingetaucht zu sein, ist Übersetzen kaum möglich. Und meine Vermutung zu den Kolleginnen und Kollegen, die Comics übersetzen: hinter einer solchen Tätigkeit, die mit vergleichsweise wenig Geld honoriert wird, steckt mit Sicherheit ein hohes Maß an Begeisterung und Faszination am Gegenstand!

In Paris sind in diesem Jahr mehrere Autoren und Zeichner der Satirezeitschrift »Charlie Hebdo« ermordet worden – sie starben, weil ihr Humor und ihre Satire offensichtlich von den Tätern und deren Hintermännern als Angriff auf ihre eigene Religion oder ihr Weltbild verstanden wurden – wo sehen Sie die Grenzen dessen, was zwischen verschiedenen Kulturen und Sprachen übersetzbar ist?

Humor und Satire sind typischerweise besonders schwer zu übersetzen, da sie so oft mit der Bandbreite der Wortbedeutung spielen. Eins zu eins funktioniert das fast nie. Je kürzer die Pointe, desto größer die Herausforderung, alles an Bedeutung hineinzulegen, was mitschwingt. Bei der grafischen Literatur kommt noch die Frage hinzu, was vermittelt das Bild, was muss der Text leisten? Weltbilder, Philosophien, Wertegebäude müssen praktisch in der Nussschale von einer Kultur in die andere getragen werden.

Dieser Artikel erschien erstmals im Jan. 2015 im Tagesspiegel *Berlin.*

HIERONYMUS-RING 2015 AN MIRIAM MANDELKOW

Wolfenbüttel, 13. Juni 2015, ein Zusammenschnitt der Reden

Der **Hieronymus-Ring** wird wie der Iffland-Ring bei Schauspielern von Kollege zu Kollegin weitergegeben. 2015 erhielt ihn die Hamburger Übersetzerin aus dem Englischen **Miriam Mandelkow** von **Frank Heibert.**

Frank

Ich freue mich über die Gelegenheit, allen zu beschreiben, warum mich die Übersetzerin Miriam Mandelkow mit ihrer Arbeit so beeindruckt und packt. Die Frage, was eine literarische Übersetzung überzeugend macht, ist ja immer spannend. Die kurze Antwort, bezogen auf die sehr eigenwilligen literarischen Stimmen, die Miriam übersetzt, lautet: Der Ton sitzt, und zwar sofort.

Die als Krimi präsentierte Lower-East-Side-Milieustudie *Cash* ist ein Fest urbaner Mündlichkeit, eine Textlandschaft aus Asphalt und vielen zähen Kräutern und Unkräutern, die hindurchsprießen, Dialoge, die mal schroff, mal blumig, mal witzig, mal rotzig daherkommen und den Alltagskampf um Existenz, Macht, Coolness und Herz der Figuren abbilden. Tempo, Rhythmus, knackige Wörter, saftige Verben, sprachgewordene Coolness und harter Witz. Als ich Miriams Price-Übersetzung las, begriff ich zum ersten Mal, welche große Rolle die Bewegung des Textes, Fluss und Takt und Rhythmus, natürlich auch Klang und Melodie, also all die musikalischen Elemente der Sprache in der Arbeit dieser Übersetzerin spielen.

David Vann zu lesen ist schwer erträglich, weil er die fürchterlichsten Dinge in quälender Ruhe entfaltet. Er lässt nichts aus, um das Grauen der Geschichten abzubilden. Aber er schreibt nicht sensationalistisch, seine Sprache ist glasklar in ihrer poetischen Verdichtung und glashart in ihrer nichts beschönigenden Schärfe, sie zwingt mich als Leser, hinzuschauen und mich auszusetzen Es gibt Passagen, die ich überlesen möchte, so wie ich im Kino die Augen schließe, wenn's mir zu brutal wird. Aber ich tue es nicht, was allein an der Kraft und Stimmigkeit von Vanns Ton liegt. Vielmehr: von Miriams Ton für Vann.

Wir alle wissen, dass Übersetzen ein identifikatorischer und auch sehr körperlicher Vorgang ist, wir lassen das Original in uns hineinsickern und dort arbeiten und holen dann die Wörter und Sätze wieder aus unserem Inneren heraus. Das kann ein Wahnsinnstrip sein. Wie das bei David Vann geht, mag ich mir gar nicht vorstellen. Aber Miriam kann das. Ihre deutschen Texte sind so zwingend, dass kein Gedanke an Übersetzung aufkommt. Sie schreibt sie mit demselben unerschrockenen, aber zugleich unexhibitionistischen Extremismus, den David Vann an den Tag legt. Beeindruckend und, ja, ein bisschen unheimlich.

In *Das Mädchen ein halbfertiges Ding* von Eimear McBride spricht ein irisches Mädchen, das unter einer in religiöser Härte vereisten, vom Mann verlassenen Mutter um die Nähe zu ihrem schwerkranken Bruder kämpfen muss. Wie diese Ich-Erzählerin formuliert, scheinbar ohne zu formulieren, das bildet die Zersplitterung aller Gewissheiten ab, die ungestümungelenke Lebensenergie eines Menschen unter Dauerdruck. Erst diese kaum zu beschreibende Sprache, ein veritabel neues Idiom aus Ellipsen und Scherben mit lyrisch-assoziativen Qualitäten, das die Autorin für ihren Debütroman erfunden hat, macht aus einem nicht zum ersten Mal geschilderten schweren Kindheitsschicksal einen literarischen Teufelsritt. Miriam musste die Mittel der deutschen Sprache ausschöpfen, um auch an das ranzukommen, was am Boden und am Rande des Sprachreservoirs klebt, sie musste die Elastizität der Sprachmasse strapazieren, sie musste dem Deutschen was zu tun geben, damit wir Leser was zu beißen kriegen. Souveräne Setzungen, bewegliche Sprachgestalt, natürlicher, nicht »inszenierter« Rhythmus, das alles wirkt mühelos und kommt mir als Leser dadurch ganz nah, auch wenn es mich nicht zu einer kuscheligen Annäherung einlädt. Das Mädchen mag ein halbfertiges Ding sein, dieser Text in seiner anrührenden Gebrochenheit ist es nicht. Mit so einem Text als Startrampe kann und muss eine Übersetzungskünstlerin abheben.

Miriam

Frank, du warst einer der beiden Leiter meines allerersten Übersetzerseminars, eines Seminars zum Thema Übersetzungskritik mit 5 Übersetzern, 5 Lektoren und 5 Kritikern, die sich 5 Tage lang erstaunlich friedlich ausgetauscht haben. Ich war als Lektorin dabei, und damals glaubte ich noch, Lektoren seien dazu da, für Ordnung zu sorgen. Nach dieser knappen Woche war mir dann klar, dass wir alle miteinander, Übersetzer, Lektoren und Kritiker, dazu da sind, für Unordnung zu sorgen.

Ich bin täglich aufgefordert, die deutsche Sprache zu beunruhigen, sie aufzustören, zu bedrängen. Das reizt mich. Übersetzung ist eine Anmaßung, eine Unverschämtheit, ein Stachel (ich hoffe, es wird nicht als pietätlos empfunden, wenn

ich mich auf diesem Wege Hieronymus annähere) mit anderen Worten, eine große Bereicherung. Jenseits aller Theorien und Philosophien, jenseits aller Fragen nach Eingemeindung oder Verfremdung: Wir holen nun mal das Fremde in unsere Sprache, und das ist nicht unsichtbar. An uns wird ja gern der Anspruch herangetragen, Hüter unserer Sprache zu sein, die Tradition zu wahren, das Deutsche gegen die allgemeine Verwahrlosung zu schützen, nur was heißt das? Was ist Tradition, welche Tradition? Als Übersetzerin höre ich darin eine Aufforderung zur kreativen Kontamination der deutschen Sprache. Zu Bewegung, Veränderung, Neugier.

Für uns Englisch-Übersetzer zum Beispiel heißt das natürlich gerade nicht, Amerikanismen in die deutsche Landschaft zu pflanzen, sondern den Geist zu übertragen – das Spielerische, den Rhythmus, die Ironie, die Frechheit, Neues zu erfinden und Bestehendes auf den Kopf zu stellen, eben nicht sehnsüchtig dabei zuzugucken, was das Englische alles kann, denn es ist ja so flexibel und virtuos, das geht leider im Deutschen gar nicht, das lässt unsere Sprache nicht zu. Bullshit, mit Verlaub. Die Sprache tanzt nicht von allein, das machen schon ihre Sprecher.

Frank Heibert und Miriam Mandelkow rocken die Kuba-Halle, Foto © Ebba D. Drolshagen

Aber das macht auch Angst, mir jedenfalls, und zwar nicht zu knapp. Und was bin ich froh, dass es diesen regen Austausch mit Kollegen gibt. Der Ring symbolisiert für mich diesen Rückhalt, den unverzichtbaren Austausch, und wenn ich ihn als Aufforderung begreife, weiter zu suchen und die deutsche Sprache weiter zu zippeln und zu kitzeln, nehme ich ihn mit großer Freude und Dankbarkeit an.

PORTRÄTS UND INSTITUTIONEN

RAGNI MARIA GSCHWEND ZUM 80. GEBURTSTAG

Die in Freiburg lebende Übersetzerin **Ragni Maria Gschwend** hat für ihre Arbeit viele Preise erhalten, darunter den Preis der Leipziger Buchmesse und das Bundesverdienstkreuz 1. Klasse. Im März wurde sie mit dem **Deutsch-Italienischen Übersetzerpreis** für ihr Lebenswerk ausgezeichnet. Am 10. September wurde sie **80 Jahre** alt. Jürgen Reuß hat sie einen Einblick in ihr Übersetzerinnendasein gewährt.

Jürgen Reuß: Frau Gschwend, sie üben den Übersetzerinnenberuf nun schon sehr lange aus. Wissen Sie noch, unter welchen Bedingungen Sie damit begonnen haben?

Ragni Maria Gschwend: Als ich angefangen habe, war Literaturübersetzen überhaupt kein Beruf. Das haben meistens gebildete ältere Damen als edles Hobby betrieben. Dass es einmal möglich sein würde, das als Beruf zu wählen, wusste ich damals gar nicht. Übersetzer und Übersetzerinnen waren damals so gut wie unsichtbar. Ihr Name stand nicht, wie es heute üblich ist, gut sichtbar vorne auf dem Deckblatt, sondern irgendwo hinten in den Verlagsangaben versteckt. Überhaupt hat man sich damals wenig Gedanken darüber gemacht, dass man bei einem übersetzen Buch etwas anderes als das Original in den Händen hält.

Wie kommt man zu einem Beruf, den es noch gar nicht gibt?

Eigentlich wollte ich zunächst gar nicht irgendwo hinkommen, sondern einfach nur weg. Weg aus meiner damals wirklich noch sehr kleinen und engen Heimatstadt, hinaus in die große, weite Welt. Aber als Au Pair landete ich zunächst in der noch größeren Enge eines englischen Cottage auf dem Land. Studieren kam als drittes Kind für mich zunächst nicht in Frage. Also wurde ich Buchhändlerin.

Damit kommt man in die weite Welt?

Zumindest in die Schweiz, nach Paris und nach Köln. Und um mir mehr zu ermöglichen, begann ich während der Lehre an der Volkshochschule Italienisch zu lernen, das einzige, was dort außer Englisch und Französisch angeboten wurde.

Und dann lockte das Land, wo die Zitronen blühn?

Nicht sofort. Anfangs war es reine Verzweiflung. Da ich unbedingt noch eine andere Sprache lernen wollte, musste ich nehmen, was angeboten wurde. Später wurde Italien aber tatsächlich zu einem Sehnsuchtsort. Und schließlich studierte ich doch, in Perugia.

War das der Einstieg ins Übersetzen?

Nein, der fand später auf dem Großmarkt in München statt, wo ich gejobbt hatte und auch viele Italiener arbeiteten. Da saß ich dann eines Tages als einziges junges Mädchen in der Kantine dieser reinen Mannsbilderwelt und als einzige mit einem Buch in der Hand, bis tatsächlich noch jemand mit einem Buch auftauchte: Ein italienischer Journalist, der eigentlich nur italienische Klischees über Deutschland für eine saftige Reportage sammeln wollte. Am Ende fragte er mich, ob ich seine Gedichte übersetzen würde. Und so kam ich darauf, was ich in meinem Leben wirklich machen wollte. Allerdings brauchte ich zuvor noch etwas, mit dem ich Geld verdienen konnte. Etwas, das mit Übersetzen leider bis heute nicht so einfach ist.

Aber heute, bei Ihren herausragenden Leistungen als Übersetzerin, könnten Sie doch bestimmt davon leben?

Nein. Für viele andere ist die Situation inzwischen etwas besser geworden, aber ich arbeite übersorgfältig und dadurch sehr langsam.

Trotzdem sind Sie dem Übersetzen treu geblieben.

Ich werde tatsächlich gelegentlich gefragt, warum ich in meinem Alter denn immer noch übersetzen müsse. Als wäre das Übersetzen für mich eine mühselige Pflicht, von der ich mich gern in den Ruhestand verabschieden würde.

Würden Sie nicht?

Nein. Übersetzen war für mich nie nur ein Brotberuf, es ist ein Teil meines Lebens. Ich lerne die von mir übersetzten Autorinnen und Autoren kennen, habe mit vielen Freundschaft geschlossen und bereise die Schauplätze der Handlung. So war es schon am Anfang, und so ist es heute auch noch. Das Übersetzen bereichert mein Leben.

Nicht nur Ihres.

Das würde mich freuen.

PHILIPP THAPA, LANDSCHAFTSÖKOLOGE UND NEPALISCH-ÜBERSETZER

Foto privat

Philipp Thapa, Jahrgang 1979, ist Diplom-Landschaftsökologe und Umweltphilosoph, war in der Entwicklungshilfe tätig und arbeitet seit über zehn Jahren unter anderem als Übersetzer, Lektor und Typograf. Er übersetzt aus dem Englischen, Nepalischen und Französischen. Philipp Thapa lebt in Greifswald. Ein Porträt von Usch Pilz

Usch Pilz: Du bist Landschaftsökologe und Umweltphilosoph und warst an verschiedenen Universitäten in Wissenschaft und Lehre tätig. Können wir dich als Quereinsteiger ins Literaturübersetzen bezeichnen?

Philipp Thapa: Wenn das bedeutet, dass ich keine formale sprachwissenschaftliche Ausbildung habe, dann ja. Aber Mehrsprachigkeit, Schreiben und Textarbeit haben mich schon immer begleitet. Mein Vater stammt aus Nepal, und ich habe bereits als Jugendlicher für ihn und die Deutsch-Nepalische Gesellschaft lektoriert und übersetzt. Auch ein Kinderbuch über die Abenteuer eines nepalischen Frosches war dabei. Später kam viel Lektorats- und Übersetzungsarbeit in meinen akademischen Fachgebieten hinzu. Ich selbst fühle mich eigentlich von Hause aus als Text- und Gestaltungskönner und bei allem anderen als ewiger Quereinsteiger.

Aus deiner Verbindung zu Nepal und deinem Interesse für die Arbeit mit Texten sind weitere Projekte entstanden …

Ja, ich habe Manjushree Thapas Roman *The Tutor of History* entdeckt (der gemeinsame Nachname ist Zufall – UP), der das ländliche Nepal der 1990er Jahre sehr treffend und unverklärt darstellt, wollte ihn ins Deutsche übersetzen und habe nach einem Verlag gesucht. Ich fand auch einen, der das Projekt in Angriff nehmen wollte – nur leider nicht mit mir als Übersetzer.

War das die Geburtsstunde der Edition Kathmandu?

Das könnte man sagen. Weil ich das Buch nun mal unbedingt selbst übersetzen wollte, habe ich beschlossen, es auch selbst zu verlegen. Auf Deutsch ist es 2007 unter dem Titel *Geheime Wahlen* erschienen.

Im Jahr 2010 hat es der nächste von dir übersetzte und herausgegebene Nepal-Roman, Der Liebesguru *von Samrat Upadhyay, auf Platz eins der Weltempfänger-Bestenliste von litprom geschafft.*

Das war ein schöner Achtungserfolg, der mir gezeigt hat, dass ich als Übersetzer und Verleger qualitativ durchaus im Literaturbetrieb mithalten kann.

Du hast zeitgenössische Romane nepalischer Autoren ins Deutsche übersetzt. Im Original sind die Bücher auf Englisch erschienen. Ist es dennoch von Vorteil, dass du Nepali sprichst und Nepal kennst?

Ja, denn die englischen Originale sind ja selbst schon eine Übertragung nepalischer Lebenswelt und Dialogsprache. Ich kann mir gewissermaßen die Originaltöne und -bilder vorstellen und meiner deutschen Fassung zugrunde legen. Einfaches Beispiel: Die unterschiedlichen Anredeformen des Nepalischen gehen im Englischen weitgehend verloren. Weil ich sie kenne, kann ich sie mit den größeren Möglichkeiten des Deutschen trotzdem nachbilden.

In Nepal aufgewachsen bist du aber nicht.

Nein, meine Familie hat in Deutschland gelebt. Wirklich gut kennengelernt habe ich Nepal erst während meines Zivildienstes dort. Seitdem will ich eigentlich dort leben, was mir auch ein paar Jahre gelungen ist. Meine Heimat ist aber wohl nicht das eine oder das andere Land, sondern die Zwischenwelt, das Leben in Übersetzung.

Was bietet uns denn die zeitgenössische nepalische Literatur?

Für Nepal-Interessierte gibt sie in jedem Fall Einblicke in den Alltag jenseits der gängigen Klischees. Und die von mir übersetzten Autoren erzählen so, dass auch in ganz spezifisch nepalischen Geschichten unübersehbar allgemein menschliche Fragen verhandelt werden. Themen wie Tradition und Moderne, Migration und Heimatverbundenheit spielen eine große Rolle, und darin können sich auch Menschen anderswo wiederfinden.

Glaubst du, dass Quereinsteiger ins Literaturübersetzen, wie du es bist, ebenfalls eine Bereicherung sein können?

Übersetzen erfordert sowohl Sprach- als auch Sachkompetenz. Deshalb ist es doch wünschenswert, dass es unter den Übersetzenden, wie bei den Autoren, ganz unterschiedliche Sachkenntnisse und Lebenswege gibt.

Und worin siehst du für dich persönlich die Vorzüge des Literaturübersetzens gegenüber der Arbeit an der Uni?

Ich genieße es, mich tage- und wochenlang auf eine einzige große, kreative Aufgabe zu konzentrieren. Das geht zum Beispiel, wenn ich als Freiberufler ein Buch übersetze, aber auch, wenn ich ungestört einen philosophischen Aufsatz schreibe. An der Uni allerdings zerstückeln ständige Verwaltungs- und Organisationsaufgaben den kreativen Freiraum, so dass ein Mußebedürftiger wie ich kaum zur eigentlichen Arbeit kommt. Außerdem gefällt es mir, dass ich als Literaturübersetzer praktisch überall arbeiten kann.

Problematische Aspekte gibt es sicher auch?

Klar: die Auftragsakquise, das Einsteigen in die Netzwerke. Da wirken sich meine anderweitigen Berufserfahrungen vielleicht hinderlich aus, weil ich als Spezialist für bestimmte Themen schubladisiert und für andere Aufträge nicht in Betracht gezogen werde.

Welche Rolle spielt für dich als Literaturübersetzer deine Mitgliedschaft im VdÜ?

Der Eintritt in den VdÜ war ein Signal – an andere und für mich selbst –, dass ich als professioneller Buchübersetzer gelte und tätig sein möchte. Ich finde es sehr hilfreich, mich auf die berufspolitischen Informationen und Standards des VdÜ beziehen zu können. Vor allem aber suche ich den handwerklichen und inhaltlichen Austausch mit Kollegen.

Wenn du für deine Zukunft einen Wunsch frei hättest …

… dann würde ich gern ohne großen wirtschaftlichen Druck und mit Muße selbstbestimmt philosophieren, schreiben und übersetzen.

Damit sprichst du sicher vielen Kolleginnen und Kollegen aus dem Herzen. Vielen Dank für das Gespräch und weiterhin viel Erfolg für dich und die Edition Kathmandu!

Usch Pilz ist Literaturübersetzerin VdÜ/BDÜ und Schulbuchautorin. Sie war Lehrerin für Englisch, Deutsch und Geschichte, bis sie im Jahr 2000 zum Literaturübersetzen kam.

10 JAHRE ÜBERSETZERHAUS LOOREN

Das Übersetzerhaus Looren im ländlichen Wernetshausen bei Zürich ermöglicht seit 2005 Übersetzerinnen und Übersetzern aus der ganzen Welt einen Arbeitsaufenthalt. Über hundert Gäste beugen sich hier jedes Jahr während mehrerer Wochen über ihre Texte. Es sind alle Sprachkombinationen willkommen. Wer sich für einen Aufenthalt anmelden möchte, muss lediglich eine publizierte Übersetzung und einen Verlagsvertrag für das aktuelle Projekt vorweisen. In den vergangenen Jahren haben die Übersetzerinnen und Übersetzer an Klassikern der Weltliteratur ebenso gearbeitet wie an wichtigen Werken der Schweizer Literatur deutscher, französischer, italienischer und rätoromanischer Sprache. An die tausend Übersetzungen in mehr als vierzig Sprachen sind inzwischen in diesem Haus entstanden.

Neben Workshops für professionelle Übersetzerinnen und Übersetzer organisiert das Übersetzerhaus Looren auch öffentliche Lesungen und führt Projekte mit Schulklassen durch. Mit seinem internationalen Netzwerk engagiert sich das Haus auf vielen Ebenen dafür, dem literarischen Übersetzen als Metier zwischen Sprachhandwerk und Wortkunst zu mehr Wertschätzung und öffentlicher Sichtbarkeit zu verhelfen.

Das Jubiläum feiert das Übersetzerhaus Looren mit einem mehrsprachigen, literarisch-musikalischen Programm, das die Schweizer Schauspieler Claudia Carigiet und Jürg Kienberger eigens für diesen Anlass produziert haben.

Stefanie Gerhold

WO NOCH DIE ROSEN SHAKESPEARE HEISSEN EIN PORTRÄT DES ÜBERSETZERHAUSES LOOREN

Seit zehn Jahren reisen Literaturübersetzer aus der ganzen Welt ins Zürcher Oberland. Hier, am Rand der kleinen Ortschaft Wernetshausen, finden sie im Übersetzerhaus Looren alles, was sie brauchen, um für eine Weile den Alltag hinter sich zu lassen und sich auf ihre Arbeit zu konzentrieren. Ob eine Katalanin ihren Landsleuten die Prosa Robert Walsers aufschließt oder ein Tscheche *On the Road* von Jack Kerouac in seiner Sprache zu bändigen sucht, es entspricht der Weltoffenheit des Hauses, dass alle willkommen sind, ganz gleich, welche Nationalität sie haben und aus welcher und in welche Sprache sie übersetzen. Ein gutes Drittel der Hausgäste übersetzt Literatur aus dem Deutschen. Ins Deutsche nur ein Fünftel.

Sie alle bringen neben ihren Projekten, die so vielfältig sind wie die Literatur selbst, Erfahrungen aus einander weit entfernten Welten mit. Die Internationalität mache den Reiz von Looren aus, erzählt Inga Meincke, die selbst aus dem Färöischen übersetzt und hier einer Taiwanesin begegnete, die vor der Aufgabe stand, *Heidi* von Johanna Spyri zu übertragen. In der Gemeinschaftsküche trifft man sich. Man hilft sich mit einer Zwiebel aus oder mit einem Wort. Das Bonmot stammt aus dem Gästebuch.

Dass Trennendes überwunden werden kann, dieser Geist weht im ganzen Haus. Jedes der zehn Gästezimmer bietet dieselbe grandiose Aussicht in die Landschaft, über die sanft abfallenden Hügel hinab in Richtung See. In der Ferne erheben sich die in der Schweiz nirgendwo fehlenden Berge. »Der Blick öffnet die Synapsen«, schwärmt Susanne Hornfeck, die schon zum vierten Mal hier arbeitet. Vor den Fenstern blühen je nach Jahreszeit Mohn, wilder Salbei und Johanniskraut. Man braucht nur lange genug rauszuschauen, möchte man meinen, irgendwann trägt einem ein Schmetterling das gesuchte Wort herbei. Oder es zieht einen ganz hinaus. Dann kann man im Garten lustwandeln. Die Nase in die Rose Shakespeare stecken. Marco Rüegg, der sich um Haus und Garten kümmert, hat sie ihres Dufts und ihres Namens wegen gepflanzt. Einmal in der Woche kocht er für alle, und die Übersetzer kommen bei Tisch zusammen.

»Man arbeitet hier mehr als zu Hause, aber man hat nicht das Gefühl, mehr zu arbeiten«, erklärt Susanne Hornfeck, die nach getaner Arbeit schon mal auf den Bachtel, den nahe gelegenen Hausberg wandert. Der Leiterin Gabriela Stöckli nimmt man ab, dass Aussagen wie diese sie glücklich machen. Für die weniger geländegängigen Gäste stehen zwei E-Bikes bereit, die ihnen das Erkunden der Gegend erleichtern. Und neben den Stipendien, für die man sich unter bestimmten Voraussetzungen bewerben kann, bekommen die Gäste neuerdings finanzielle Unterstützung für Ausflüge zu Literaturfestivals in der ganzen Schweiz. Zum Beispiel zu den Solothurner Literaturtagen, an denen sich das Übersetzerhaus Looren seit einigen Jahren mit eigenen Veranstaltungen beteiligt.

Das Übersetzerhaus selbst hat sich als Ort für die Weiterbildung längst etabliert. Ein festes Zuhause haben hier die »Vice-Versa-Werkstätten«. Noch in diesem Jahr kommen hierzu Übersetzer aus dem Englischen ins Deutsche und aus dem Deutschen ins Englische zusammen, die Kombination Deutsch-Portugiesisch folgt kurz darauf. Oft entstehen daraus Arbeitsgemeinschaften, die über Jahre hinaus halten. Bei den »Über-Kreuz-Werkstätten« setzen sich Übersetzer und Verlagslektoren an einen Tisch und lernen voneinander. Ständig ausgebaut wird auch die Kooperation mit Schulen aus der Umgebung. Susanne Hornfeck betreut schon zum dritten Mal eine Schülerwerkstatt.

Übersetzer aus aller Welt im Haus zu haben, ist das eine. Ebenso ein Anliegen ist es Gabriela Stöckli, das Literaturübersetzen weiter ins öffentliche Bewusstsein zu rücken. Jedes Jahr im Herbst öffnet das Übersetzerhaus Looren seine Türen.

»Dieser Blick öffnet die Synapsen«, Foto © Übersetzerhaus Looren

Am Loorentag »werden aus Gästen Gastgeber«, erzählt sie. Die Übersetzer, die sich im Haus aufhalten, kochen, lesen aus ihren Übersetzungen und diskutieren, auch mit dem Publikum.

Im Zentrum aber stehen die Bücher und die Arbeit an den Texten. Vom Glauben an das gedruckte Wort zeugt die hauseigene Bibliothek mit ihren inzwischen rund achttausend Bänden. Nachschlagewerke aller Art sind hier zu finden. Reimlexika. Auch historische Wörterbücher. Und natürlich die Belegexemplare der Übersetzungen, die unter besten Bedingungen im Übersetzerhaus Looren gewachsen und gereift sind. Jahr für Jahr kommen etwa hundert hinzu.

Stefanie Gerhold (geboren 1967 in München) arbeitet als Übersetzerin und Autorin. Zuletzt übersetzte sie Horacio Castellanos Moyas Roman Der Traum von Rückkehr. *Sie lebt in Berlin.*

DAS ZUGER ÜBERSETZER-STIPENDIUM

Zug, 28. Juni 2015

Schon seit zwanzig Jahren macht sich die **Zuger Dialog-Werkstatt** um das Übersetzen verdient. Der Verein verleiht alle zwei Jahre das mit 50000 Schweizer Franken dotierte »Übersetzer-Stipendium für die Übersetzung eines literarisch und kulturell bedeutenden Werks in die deutsche Sprache«, um Übersetzungen zu ermöglichen, »die im Sinne der kulturellen Förderung außerhalb des gängigen und marktkonformen Literaturbetriebs liegen«. Man kann sich für das Stipendium bewerben: www.zugeruebersetzer.ch

Die Dialog-Werkstatt veranstaltet außerdem regelmäßig die Zuger Übersetzer-Gespräche. Im November gibt Ulrich Blumenbach über seine Arbeit Auskunft.

Anlässlich des zehnten Übersetzerstipendiums, das in diesem Jahr Ulrich Blumenbach für seine Übersetzung von Joshua Cohens Roman *Witz* verliehen wurde, gab es einen besonderen Festakt und – statt des sonst üblichen einen – mithilfe privater Förderer diesmal zwei Anerkennungspreise: Diese erhielten Steffen Popp und Andreas Tretner. Zu dem Jubiläum waren auch die bisherigen Preisträger, Vertreter des Übersetzerhauses Looren sowie zahlreiche Kolleginnen und Kollegen aus der ganzen Schweiz und Deutschland gekommen.

Übersetzung, Medien und Politik

Während des Festakts im Theater Casino am Zuger See lobte Jürg Scheuzger, Präsident der Dialog-Werkstatt, den Einsatz aller in der krisengebeutelten Buchbranche Tätigen. Der Stadtpräsident Dolfi Müller und der Publizist und Direktor der Schweizerischen Radio- und Fernsehgesellschaft Roger de Weck erinnerten an die Wechselwirkungen zwischen Politik und Medien und unterstrichen, teils mit Zitaten aus dem Werk des amerikanischen Autors Joshua Cohen, den politischen Charakter von Sprache. De Wecks besonderes Anliegen galt der Zweisprachigkeit in der Schweiz, die es zu stärken gelte, denn sie ermögliche wie das Übersetzen den Einblick in andere Denkwelten. So verglich er den französischen und den deutschen Text der Präambel der Schweizer Bundesverfassung und wies dabei auf erhebliche Unterschiede hin, die das politische Empfinden prägen.

Universalsprache und Übersetzen als Freskenmalerei

Der Lyriker Steffen Popp, der für seine Übersetzung der Gedichte von Elizabeth Bishop gefördert wird, erzählte, dass er sich beim Dichten und Übersetzen mit anderen Dichtern durch das Anstreben einer Universalsprache verbunden fühle, was er jüngst durch ein Autorentreffen in China besonders stark empfunden habe. Bishop, die mit Anne Sexton oder Sylvia Plath verglichen wird, aber durch ihre Aufenthalte in Südamerika ein Solitär in der amerikanischen Literatur sei, schätze er für ihre feinen Beschreibungen und sinnlichen Bilder.

Der in Solothurn lebende russische Autor Michail Schischkin scherzte, sein Roman sei eigentlich unübersetzbar und er hoffe auf ein Wunder. Andreas Tretner, der für die Übersetzung seines neuen Romans *Die Eroberung von Ismajl* geehrt wurde, knüpfte an Roger de Wecks Schilderung der Übersetzer als »Übersteher«, die das Leiden an der Kluft zwischen den Sprachen aushalten müssten, an und erzählte, dass ihm die Lektüre von Christina Viraghs deutscher Version der *Parallelgeschichten* von Péter Nádas geholfen habe, als er bei einem eigenen Projekt, einem ähnlichen großen Weltentwurf, ins Stocken geraten sei. Er sehe sich oft als Freskenmaler, der ein Vorbild mit Gerüst, Netz und doppeltem Boden auf eine Kuppel zu bringen habe.

Parallele Züge in Zug, ein »mensch« und letzte Dinge

Tobias Döring nannte in seiner Laudatio auf Ulrich Blumenbach mit einem Gedichttitel von Elizabeth Bishop die Übersetzer »burglars of Babylon«. Blumenbach sei ähnlich wie die Figur des Professors Trefusis in dem von ihm übersetzten Roman von Stephen Fry *Der Lügner* ein Wörterliebhaber, und es sei vielsa-

V.l.n.r.: Andreas Tretner, Ulrich Blumenbach, Jürg Scheuzger (Zuger Dialog-Werkstatt), Steffen Popp; Foto © Siggi Bucher

gend, dass gleich die erste seiner über fünfzig Übersetzungen ein Ausschnitt aus Joyce' *Finnegans Wake* in einem von Fritz Senn herausgegebenen Sammelband gewesen sei. Ausgehend von dem Romantitel Joshua Cohens spielte Döring mit dem Wort »Witz«, das sich durch Blumenbachs Werk ziehe, was man an David Foster Wallace' *Unendlicher Spaß* sehe und was zu Freud und seinen Text über den »Witz und seine Beziehung zum Unbewussten« führe, in dem das Wortspiel traditore – traduttore erläutert wird. Übersetzen sei weniger ein Spurwechsel, sondern eher wie die Fahrt in parallel fahrenden Zügen, wie sie in Agatha Christies ebenfalls von Blumenbach übersetztem Krimi *16 Uhr 50 ab Paddington* vorkämen. Indem er parallele Bilder für das, was sich im gegenüber fahrenden Zug ereignet, finde, sei der Übersetzer ein Verkehrsmeister, meinte Döring und kalauerte, dass man sich ja in Zug befinde und auch in Cohens *Witz* Züge eine Rolle spielten – aber auch das jiddische Wort »mensch«, auf dessen Übersetzung ins Deutsche man gespannt sein dürfe.

Sabine Baumann

BERUFSKUNDE

Vertrags-Verhandlungstipps von Luis Ruby, 1. Folge

ZUFRIEDENHEIT PER VERTRAG?

Ab dieser Ausgabe erscheinen in *Übersetzen* Anregungen zum Verhandeln von Verträgen. Die 1. Folge beginnt mit ein paar grundlegenden Überlegungen zum Thema und wendet sich dann der Frage der Namensnennung zu. In den folgenden Ausgaben bringen wir weitere praktische Tipps.

Was uns zufriedenstellt, kann variieren und lässt sich nicht immer objektiv fassen. Anerkennung etwa ist wertvoll, zentral. Wie man sie in einem Vertrag ausgedrückt findet, lässt sich jedoch nur in Maßen verallgemeinern. Doch die berufliche Praxis zeigt, an welchen Zielen man sich beim Abschluss von Übersetzerverträgen orientieren kann.

1. Verlässliche Planung von Abläufen (Textgrundlage; Abgabetermin; Fahnen; Zahlungsfristen)
2. Angemessene Leistung und Gegenleistung: Wozu verpflichte ich mich (Anfertigung der Übersetzung; Abtretung von Nutzungsrechten), was bekomme ich dafür (Honorierung; Wahrung der Persönlichkeitsrechte)?
3. Fairer Umgang mit Risiken (Klauseln zu Haftung oder Nicht-Erfüllung des Vertrags)

Im besten Fall achten beide Vertragsparteien im Sinne eines gedeihlichen, nachhaltigen Miteinanders auf diese drei Bereiche. Wieweit das der Fall ist, entnimmt man in der Regel einem Vertragsentwurf des Verlags. Nur in Ausnahmefällen wird ab ovo verhandelt, und es ist ja auch durchaus sinnvoll, auf Bewährtes zurückzugreifen.

Zu bedauern ist daher, dass der Börsenverein des Deutschen Buchhandels schon vor längerer Zeit aufgehört hat, den Verlagen den Normvertrag für Übersetzungen ans Herz zu legen. Stattdessen stellt er einen eigenen »Mustervertrag« zur Verfügung, der aus Übersetzersicht alles andere als mustergültig ist. Auch einige in der Branche tätigen Anwaltskanzleien empfehlen ihren Kunden Regelungen, die eher auf einseitigen Nutzen abzielen als auf einen partnerschaftlichen Ausgleich der Interessen. Umso mehr ist es an uns, Vertragsentwürfe sorgfältig auf eine ausgewogene Gestaltung der wesentlichen Punkte hin abzuklopfen.

Zum Auftakt seien ein paar Hinweise zu einem Thema gegeben, über das weitgehendes Einvernehmen herrscht, die Übersetzernennung:

a) Branchenstandard ist die Nennung in der Titelei. Prominentere Orte (Umschlagvorder- oder -rückseite) sind bei einzelnen Verlagen oder in besonderen Fällen möglich. Eine Nennung im Impressum ist unzeitgemäß; unklare oder unverbindliche Regelungen (»soweit möglich«) haben in einem Vertrag sowieso nichts verloren.

b) Allen Beteiligten macht es das Leben leichter, wenn der Vertrag des Weiteren bestimmt: »Bei Lizenzvergabe hat der Verlag den Lizenznehmer zur Übersetzernennung zu verpflichten.«

c) Weniger weit verbreitet, aber sachgerecht ist auch die Nennung der Übersetzerin bei Werbemaßnahmen.

Verlagsverträge sind von einer gewissen Komplexität, schon die juristische Sprache an sich ist für Laien gewöhnungsbedürftig. Aber die Einarbeitung lohnt sich, und Beratung durch den Verband oder erfahrene Kolleg/inn/en helfen dabei. Die hier begonnene Serie mag dazu beitragen, dass das Lesen und Verhandeln von Verträgen für Übersetzer noch mehr als bisher selbstbewusster, ja selbstverständlicher Teil der beruflichen Praxis wird.

Luis Ruby übersetzt für ein breites Spektrum von Verlagen aus dem Spanischen, Italienischen und Portugiesischen. Seit 2008 ist er 2. Vorsitzender des VdÜ.

VERANSTALTUNGEN

Corinna Popp

DAS SEMINAR »WIE REDIGIERE ICH MICH SELBST?«

EÜK Straelen, Januar 2015

»Fährst du wirklich jetzt zu diesem Seminar?«, fragte mein Freund, als ich trotz der Hamburger Berge mit unerledigter Arbeit Ende Januar meine Tasche packte und eine lange Zugfahrt nach Straelen unternahm. Ich wusste nicht so genau, warum ich hinfuhr. Ich wollte vor allem mal wieder ein paar Leute treffen (was an sich, finde ich, ein guter Grund ist). Aber wer einmal beim Seminar des Duos Rosemarie Tietze und Bärbel Flad (»Aus kritischer Distanz. Wie redigiere ich mich selbst?«) gewesen ist, dem fallen mindestens zehn bessere Gründe ein.

Gegen die Betriebsblindheit

Denn schon nach einem Tag fragt man sich kurz, ob man vor dem Seminar je eine deutsche Übersetzung so abgegeben hat, dass sie das Beiwort »deutsch« verdient hätte. Aber zum Glück bleibt keine Zeit für große Selbstzweifel. Und allein zu fühlen braucht man sich auch nicht, es geht allen mehr oder weniger ähnlich. Egal, aus welcher Sprache übersetzt wird, um welches Genre es sich handelt oder wie lange man diesen Beruf macht: Dem eigenen Text gegenüber scheint man automatisch betriebsblind zu werden. Und dagegen wird im Seminar angearbeitet. Und das heißt hier nicht: Erfahrungen und Anekdoten austauschen (das macht man beim Essen). Dagegen anarbeiten heißt hier: Eine Methode und eine Struktur entwickeln, wie man einen Text (in der Regel den eigenen) kritisch wiederliest. Ergänzt wird diese Arbeit durch Referate zu berufspraktischen Themen wie Urheberrecht, Verträge und Fördermöglichkeiten.

Die Übersetzerin Rosemarie Tietze und die Lektorin Bärbel Flad sind ein über Jahre erprobtes, eingespieltes Team. Zur Besprechung von einer der mitgebrachten Textproben der Teilnehmer – ob Einsteiger oder jahrzehntelang erfahren – brauchen sie knackige eineinhalb Stunden. In unserer Runde sind sieben Sprachen vertreten. Gehobelt und geschliffen wird

an einer einzigen – der deutschen. Denn es geht darum, unabhängig vom Original zu erfassen, warum ein Satz nicht richtig läuft oder wo eine Verbindung nicht stimmt. Da ist es – überraschende Einsicht! – sogar hilfreich, wenn man im Original nicht alles (oder auch nichts) versteht. Ach, man weiß ja, dass der Leser das Original selten daneben liegen hat.

Der Text als autonome Struktur

Gemeint ist aber nicht, man müsse dieses Original mit Nichtbeachtung strafen, damit am Ende ein guter deutscher Text dabei herauskommt. Gemeint ist, den Blick zu schärfen für einen Text als autonome Struktur, als Gefüge von Sätzen, als Einheit: Was ist darin überflüssig oder gedoppelt? Was sind Füllwörter? Stimmen die Präpositionen? Welche Möglichkeiten hat das Deutsche, die andere Sprachen vielleicht nicht haben, z.B. bei der indirekten Rede? Habe ich Anachronismen eingebaut? Unschöne Wiederholungen? Habe ich mein »Textgedächtnis« eingeschaltet? Was ist mit den Tempora? Der Zeichensetzung? Den Satzgrenzen?

Aus einem scheinbar endlosen Wust an Fehlerquellen wird eine Art Fragenbausatz zusammengestellt, den letztendlich jeder auf seine Bedürfnisse anpasst. Und wenn man ein »gesundes Misstrauen gegen sich selbst« kultiviert (Zitat Bärbel Flad), wendet man seine Methode mit der Zeit (vielleicht, hoffentlich) ganz automatisch an.

Was jedes Seminar, aber dieses im Besonderen zusätzlich bereichert, ist der Umstand, dass ich mit den Augen der anderen auf den eigenen Text blicke. Also die Erfahrung mache, den Blick des Lesers einzunehmen. Wie lange hält das an? Ich würde gern nächstes Jahr noch mal hinfahren.

Corinna Popp studierte »Arts du spectacle« (»Bühnenkünste«) und Deutsche Sprachwissenschaft an der Sorbonne Nouvelle in Paris. Sie arbeitet als Übersetzerin aus dem Französischen und als Theaterregisseurin.

WHEN GERMAN EYES ARE IRISH ÜBERSETZERKONFERENZ DES IRELAND LITERATURE EXCHANGE

Dublin, 26. bis 28. Februar 2015

Ein Dutzend Übersetzer und Lektoren aus Deutschland folgten der Einladung des Ireland Literature Exchange und ließen sich im Trinity College zwei Tage lang Neues und Wissenswertes über Irland und seine Literatur erzählen. Unter den Teilnehmern waren ein übersetzender Autor von Krimis sowie in Deutschland und Irland lebende Kulturvermittler; manche sind für die Bühne, als Kritiker, als Moderatoren und in der Lehre tätig. Ausgewählt wurden sie von den Organisatoren und durch Empfehlung der Kollegen, die regelmäßig mit dem ILE in Kontakt sind.

Die Krise öffnet Raum für Neues

Während der Wirtschaftsboom mit einer Vernachlässigung des Kulturschaffens einherging, eröffnete die Krise in Irland offenbar paradoxerweise Raum für Neues. Dazu gehörte die Gründung von *The Stinging Fly*, einer Zeitschrift für junge Autoren von Kurzgeschichten und Lyrik, aus der wiederum ein Verlag hervorging, der sich einen Namen als Talentschmiede gemacht hat. Der Verleger Declan Meade hat in Deutschland BWL studiert, wollte aber lieber etwas Sinnvolles tun und den Kreativen in seinem Umfeld ein Forum bieten. Colin Barrett und Danielle McLaughlin, die bei ihm publizieren, lasen aus ihren Texten und sprachen über ihre Erfahrungen beim Schreiben und Veröffentlichen. Schreibwerkstätten, Festivals und Literaturpreise ermutigen zum Schreiben auf professioneller Basis; für die heutige Generation sind Lektüre und Einfluss amerikanischer Erzähler nicht wegzudenken. Der Erfolg des Nischenverlags, der sich um die kleinen Textformen kümmert, wird dabei häufig getrübt, wenn größere Verlage die kommerziell ertragreicheren Romane abgreifen.

Gälisch oder vielmehr Irisch geschriebene Literatur führt in anderer Hinsicht ein Nischendasein. Zwar übt die irische Sprache im Hiberno-English Einfluss aus, bedarf aber für die Verbreitung des Englischen als Brückensprache. Englische Verlage spielen dabei eine zweischneidige Rolle, denn Autoren sind auf sie angewiesen, müssen aber oft hinter den bekannteren angelsächsischen Namen zurückstehen. Der Verleger Micheál Ó Conghaile pflegt das irischsprachige kulturelle Erbe, das fast alle Genres umfasst. Auch Programme erloschener Verlage hat er übernommen. Nicht nur bei ihm findet sich bis heute ein ausgeprägter Sinn für Humor als Teil der weltberühmten satirischen Tradition Irlands von Swift über Wilde zu Shaw.

In der Dubliner Apotheke Sweny's, die im *Ulysses* vorkommt und in der man Bücher von Joyce und literarische Souvenirs kaufen kann.
Foto © privat

Irland als Inbegriff der Moderne

Populärere Literaturformen wie neu recherchierte historische Kinderbücher und Erwachsenenromane knüpfen an eine lebendige, aber teils verzerrte Erinnerung an Hungersnot und Auswanderung sowie an die zur Unabhängigkeit führenden Ereignisse an, deren 100. Jahrestag 2016 bevorsteht. Weltbekannt sind auch Irlands Klassiker der Moderne von Joyce bis Beckett, die der Übersetzungswissenschaftler Michael Cronin und der Fotograf John Minihan lebendig werden ließen. Mit ihren Augen könnte man Irland als Inbegriff der Moderne betrachten, deren Vertreter sich in Paris großer Beliebtheit erfreuten und überdurchschnittlich viele Nobelpreisträger hervorbrachten, die in der ganzen Welt verehrt werden, wie das Beispiel von Seamus Heaney zeigte, der ihn 1995 erhielt.

Der Erfolg der Konferenz zeigt, dass es sich lohnen könnte, auch in anderen Ländern bei Fördereinrichtungen die kulturvermittelnde Rolle der Übersetzer ins Spiel zu bringen und Informationstreffen über das aktuelle Literaturschaffen anzuregen. Der Ireland Literature Exchange hofft jedenfalls, bald wieder eine vergleichbare Runde einladen und über Literatur aus Irland ins Gespräch bringen zu können.

Sabine Baumann

Andrea O'Brien

ZEIT DER ZÄRTLICHKEIT ODER WENN LITERATURÜBERSETZER TAGEN

12. Wolfenbütteler Gespräch, Juni 2015

Als ich in aller Herrgottsfrühe meinen Rollkoffer zur U-Bahn-Station zerrte, wischte der freundliche Italiener an der Ecke gerade die Tische vor der Eisdiele ab. »Urlaub?« fragte er mit Blick auf mein Gepäck. »Nee, Tagung«, rief ich zurück und zog weiter. Seine mitleidige Miene warf bei mir die Frage auf, wie der gute Mann sich die von mir angedeutete berufliche Zusammenkunft wohl vorstellen mochte. Vielleicht dachte er an Ärztekongresse, Rechtsanwaltskonferenzen oder Bibliothekarstagungen. Ich kicherte. Wenn der wüsste!

Schon auf dem Bahnsteig in München traf ich, immer noch verdammt früh am Tag, auf eine Gruppe Kollegen und nahm umgehend erste Kuschelkontakte auf. Nach einem Jahr mit nur sporadischen kollegialen Umarmungen war mein Tank fast leer, und wie wir alle wissen: Keiner kuschelt so gut wie ein Literaturübersetzer. In Braunschweig war die Übersetzermenge dann bereits auf eindrucksvolle Größe angeschwollen. Ein paar Minuten später wurde es ernst: die Temperatur stieg, der Lärmpegel ebenfalls. Begleitet vom Konzert unzähliger Rollkoffer und unter angeregten, in jedem Jahr wieder spannenden Diskussionen über die besten Routen zu den verschiedenen Unterkünften, fiel die Menge in Wolfenbüttel ein – selbstverständlich nicht, ohne die günstige Gelegenheit der Ankunft noch zu einem ausgiebigen Gruppenknuddeln zu nutzen.

Auftakt zum Auftakt im Schlosshof, Foto © Ebba D. Drolshagen

Berufspolitik zum Auftakt

Kaum hatte man den Koffer aufs Zimmer gehievt, hieß es auch schon wieder: Auf zur ersten Veranstaltung, der Begrüßung, die wegen Doppelbuchung der Kommisse diesmal im Schloss stattfand. Luis Ruby begrüßte anstelle des erkrankten Vorsitzenden Hinrich Schmidt-Henkel die Versammlung und brachte alle auf den neuesten berufspolitischen Stand.

Der nächste Redner, allseits bekannt und beliebt, gestand seinen Gästen, schon Tage zuvor Kleeblätter gesammelt, Sternschnuppen gesucht und sogar einen Zahn unters Kissen gelegt zu haben, damit er uns – wie fast jedes Jahr – anstelle seines Chefs begrüßen dürfe. Der Wunsch wurde ihm erfüllt. Begeistert stellte Stadtrat Thorsten Drahn vom Dezernat III (Jugend-, Schul- und Ordnungsverwaltung) weiterhin fest, dass die Zahl der Tagungsteilnehmer wiederum angewachsen war, sodass der Renaissancesaal fast ein wenig eng wirkte. Aber der Mann hat uns so lieb, er würde uns sogar in die Lindenhalle lassen oder, wenn nötig, für uns anbauen. Unsere Tagung sei für die Stadt zu einer festen Größe geworden: Weihnachten, Ostern, VdÜ! Da lacht das Herz! Nach einem kurzweiligen und klug kontrovers diskutierten Ausflug nach Entenhausen ging es nahtlos weiter zum Wok-In. In der Schlange legten dann auch die Letzten ihre Berührungsängste ab.

Schwindelerregende Themenvielfalt

Wer sich an dieser Stelle denkt, das Programm während der Jahrestagung sei vielleicht etwas gleichförmig, der unterschätzt den hohen Komfortwert eines berechenbaren Rahmens. Man stelle sich vor, wir müssten uns bei der knappen Zeit ständig neu orientieren. Außerdem bewiesen sowohl das Lesefest als auch die Workshops am nächsten Tag, dass Literaturübersetzer mit einer geradezu schwindelerregenden Themenvielfalt umgehen können und müssen. Zu Wasser, zu Lande, in der Luft und im Feuer tummelten sich todesmutige Goldfische neben tapferen Partisanenkämpferinnen, Touristen teilten sich die Bühne mit Eurydike und am Ende gab es dank Claudia Steinitz Schweizer Käse aus Hamburg und dank Thomas Gunkel Schwälmer Stracke mit Holzofenbrot.

Bei den Workshops erfuhren die Teilnehmer Wissenswertes über Ordnungsstrategien, Metaphern, Konjunktive und Sparmaßnahmen oder brainstormten mit zur Rettung des Ehrenamts. Wer sich im Zusammenhang mit Lese- und Auftrittstraining fragte, wie Charisma geht, dem erklärte der Workshopleiter Thomas Lang Folgendes: »Neulich stand im Spiegel ein Artikel über Charisma. Darin stand das, was wir alle wissen, nämlich nix.« Doch egal, wohin es den Einzelnen auch gezogen haben mochte, am Ende waren sich alle einig: die Workshops waren klasse. Dank an die Organisatoren, Workshopleiter und engagierten Teilnehmer. Ich sach nur: Rock'n Roll!

Weihnachten, Ostern, Wolfenbüttel

Man kann beim nächsten Programmpunkt nicht vom Highlight sprechen, denn Wolfenbüttel ist ein einziges Highlight, alle Programmpunkte nahezu gleichwertig, doch das Abschlussfest in der KuBa-Halle mit seiner euphorisierenden Geselligkeit ist eigentlich nicht mehr zu toppen. Diese Veranstaltung ist gelebtes Kuscheln, und alle sind in Spendierlaune. Kollegen spenden Lob und Ringe – Frank Heibert reichte den Hieronymusring weiter an Miriam Mandelkow –, Verlage Sekt, Verbände Wein, Wasser und Buffetspeisen und Gäste Applaus.

Karen Nölles Abschied aus dem Organisationsteam,
Foto © Ebba D. Drolshagen

Die Feier dauerte bis in die frühen Morgenstunden, doch das hielt die vielfach interessierten und von Natur aus neugierigen Literaturübersetzer nicht davon ab, sich schon ein paar Stunden später wieder im Schloss zu versammeln, um Rebekka Kricheldorf, Claudia Cabrera und Kristian T. Erhardsen zu lauschen, die uns eine von Frank Weigand moderierte und von weiteren Kollegen unterstützte Performance der Extraklasse boten. Der Saal tobte. Ich habe mein Zimmer für nächstes Jahr schon reserviert, denn die Jahresversammlung der Literaturübersetzer ist, wie Luis Ruby schlagfertig antwortete, aus dem Jahreslauf nicht mehr wegzudenken: Weihnachten, Ostern, Wolfenbüttel. Kommt alle wieder kuscheln!

Andrea O'Brien studierte Anglistik und Germanistik in Aachen und Dublin sowie Literarische Übersetzung in München. Seit fünfzehn Jahren übersetzt sie Literatur aus dem Englischen.

NEU AUF DER LEIPZIGER BUCHMESSE: DAS ÜBERSETZERZENTRUM

Vorüberlegungen gab es schon lange, jetzt haben engagierte Kolleginnen und Kollegen sie in die Tat umgesetzt: Seit 2015 gibt es auf der Leipziger Buchmesse ein Übersetzerzentrum.

Nach Vorgesprächen mit Maria Hummitzsch und Hinrich Schmidt-Henkel gab die Buchmessendirektion im Oktober 2014 grünes Licht für das ins »Forum International« integrierte neue Übersetzerzentrum. Finanzpartner sind die Leipziger Buchmesse, der VdÜ, der DÜF und das Auswärtige Amt; Programmkooperationen gibt es unter anderem mit der Weltlesebühne, dem Literarischen Colloquium Berlin und der Leipziger Fähre.

Das Organisationsteam aus Maria Hummitzsch und Marianne Gareis bespielte die zunächst vereinbarten sieben Veranstaltungstermine unter anderem mit einem »Gläsernen Übersetzer«, Berufskundlichem sowie Veranstaltungen zu den Herausforderungen der Comic- und der Kinderbuchübersetzung. Auch die Übersetzerkandidatinnen und -kandidaten für den Preis der Leipziger Buchmesse wurden am neuen Ort vorgestellt. Das Zentrum etabliert sich somit nicht nur als Anlaufstelle für die Übersetzerzunft selbst, sondern auch als Begegnungsort für Literaten, Kritikerinnen und die breitere Öffentlichkeit.

Nach dem erfolgreichen Auftakt sind für 2016 Roberta Gado und Thomas Weiler zum Organisationsteam dazugestoßen, und als weiterer finanzieller Partner konnte Pro Helvetia gewonnen werden.

Katharina Hinderer

»VOM JACK-IN-THE-BOX ZUM SPRINGTEUFEL« PODIUM ÜBERSETZEN FÜR JUNGE LESER

Leipziger Übersetzerzentrum, März 2015

»Der einzige Unterschied ist, dass Kinder viel genauer lesen und man höllisch aufpassen muss«, lautete einer der Erfahrungswerte, die man aus der Runde zum Thema »Übersetzen für junge Leser« mitnehmen konnte.

Dass es bei Kinderliteratur nicht (nur) um Friede-Freude-Eierkuchen geht, hat das Podium mit Karen Nölle, Leila Chammaa und Bettina Bach eindrucksvoll bewiesen. Die Themen der von den Übersetzerinnen vorgestellten Kinder- und Jugendbücher reichten vom Krieg bis zum Verlust eines Elternteils oder gleich der ganzen Familie. So kamen Bettina Bach auch im Laufe der Veranstaltung die Tränen beim Gedanken an das Schicksal der Romanheldin in dem von ihr aus dem Niederländischen übersetzten Buch *Olivia: Manchmal kommt das Glück von ganz allein*.

Die Latte liegt hoch

Die Kostproben aus den Büchern zeigten, wie hoch die Latte bei Kinderbüchern liegen kann, von stark reduzierten, in Bilder eingearbeiteten Zeilen, die mit symbolischer Sprache einen Bombenanschlag beschreiben, bis hin zu den emotionalen Achterbahnfahrten von (angehenden) Teenagern.

Einen recht starken Eingriff in den Text hatte sich Bettina Bach erlaubt, indem sie die Heldin ein Jahr älter machte. Bekanntlich (?) sind niederländische Kinder etwas frühreifer als deutsche. Allerdings war selbst die Autorin ursprünglich davon ausgegangen, dass das Mädchen 13 ist. Erst die niederländische Lektorin hatte sie in eine Zwölfjährige verwandelt.

Die eigene Fantasie zügeln

Außerdem wurde der Umgang mit Eigennamen und Sprichwörtern erörtert, und Karen Nölle zeigte an einem Beispiel aus dem von ihr aus dem Englischen übersetzten Buch *Am tiefen Grund*, in dem für die Heldin nach einer katastrophalen Flut die verbliebenen Gebäude als Fixpunkte eine wichtige Rolle spielen, wie man mit einem bandwurmähnlichen Eigennamen umgehen kann, der für die Heldin auch sprachlich eine Art Rettungsanker ist. Um nicht im ganzen Buch den fast zeilenlangen englischen Namen eines Altersheims auszuschreiben, wurde der vollständige englische Name eingeführt und dann in den Wiederholungen auf den ersten (in Englisch belassenen) Teil reduziert, der zwar immer noch lang ist, aber den Lesefluss und -genuss nicht zu sehr hemmt.

Ein schönes Fazit bekam das Publikum auch noch mit auf den Weg: Man muss die eigene Fantasie zügeln, um den jungen Lesern Raum für ihre Fantasie zu lassen.

Katharina Hinderer, geboren im Brandenburgischen, aufgewachsen in Berlin, studierte am IALT der Universität Leipzig; seit 2005 Untertitlerin und ab und zu auch freiberufliche Übersetzerin.

NACHRUFE

DORA OTT MANGINI (1947–2015)

Dora Ott Mangini, geboren 1947 in Mailand, ist am 21. April 2015 in Traunstein verstorben. Sie war vereidigte Dolmetscherin und Übersetzerin und hat vorzugsweise akademische Texte ins Italienische übersetzt. Außerdem war sie sehr aktiv in der Dante Alighieri Gesellschaft Traunstein.

Jahrelang hat Dora aktiv an unserem Münchner Seminar für Italienisch-Übersetzer teilgenommen. Für uns war sie immer eine verlässliche und kompetente Auskunftsquelle, wenn es um das Ausloten von Nuancen im Italienischen ging. Als gebürtiger Mailänderin war es ihr ein Anliegen, uns ihre Heimatstadt nahezubringen, und so haben wir im Februar 2015 eine Gruppenreise dorthin gemacht. Dora war unermüdlich darin, uns den etwas spröden Charme der lombardischen Metropole zu erschließen. Ihrer Anregung und ihrem Organisationsgeschick verdanken wir es, dass wir am Piccolo Teatro die *Lehman Trilogy* sehen konnten, die letzte Inszenierung Luca Ronconis vor seinem Tod.

Mit ihren Beiträgen hat sie unsere Gruppe belebt; ihr Temperament, ihre Wärme und ihr Humor, in dem immer auch ein Quäntchen Selbstironie mitschwang, werden uns fehlen.

Barbara Kleiner im Namen von Christiane von Bechtolsheim, Christiane Burkhardt, Anita Ehlers, Astrid Eichinger, Friederike Hausmann, Michael von Killisch-Horn, Monika Köpfer, Burkhart Kröber, Annegret Leistert, Ina Martens, Maja Pflug, Karl Pichler, Stefanie Römer, Luis Ruby, Laura Sergo, Rita Seuß, Eva Viechtbauer, Elisabeth Zoja.

Illustration aus *Lord Brummel mit Gedichten von Harry Rowohlt und Bildern von Rudi Hurzlmeier*, Hamburg: Haffmans 2009, mit freundlicher Genehmigung des Künstlers

HARRY ROWOHLT (1945–2015)

Einen Nachnamen gab es nicht. »Hast du schon Harry gefragt?«, hieß es, wenn man wirklich nicht mehr weiter wußte. Der Versuch, Harrys Leistungen als Übersetzer, Autor und Marathon-Vortragsredner zu loben, muß scheitern; mir zumindest stehen nicht genügend Superlative zur Verfügung, um seine Genialität auf all diesen Gebieten würdigen zu können. Unter tausend anderen ist meine absolute Lieblingsformulierung dieses unvergleichliche »Brei mit Lecker«, das er in Frank McCourts *Die Asche meiner Mutter* ein hungriges Kind sagen läßt, herrliches Beispiel einer freien Übersetzung, die um so treffsicherer die Seele des Originals einfängt. Vielleicht wäre nur Harry wortgewaltig genug, Harry zu ehren? Immer wieder wird durch sein großes übersetzerisches Werk und seine wunderbaren Glossen seine Stimme zu uns sprechen, auf all den Tonträgern werden wir ihn erzählen und unaufhörlich abschweifen hören, wir werden ihn auf Videos anschauen, immer wieder mit ihm lachen, und wenn uns noch so zum Heulen ist.

Nicht jedem ist vielleicht bewußt, was er allein durch seine Berühmtheit für uns getan hat: Er war es, dessen Name auf dem Buchcover stand, viele Jahre, bevor auch andere Übersetzer in den Genuß kamen. (Die meisten von uns warten noch darauf.) Harrys überragendes Können machte nachdrücklich auf unsere Zunft aufmerksam, zu einer Zeit, als wir es gerade aus dem Impressum in die Titelei geschafft hatten; er lenkte, ohne es darauf anzulegen, den öffentlichen Blick auf die Tatsache, daß Übersetzen eine Kunst ist und ein »richtiger« Beruf.

Sicherlich stimmt, was jemand einmal in folgendem Satz zusammengefaßt hat: »Erst kommt Harry, dann erst mal lange gar nichts, dann kommen die paar guten und danach alle anderen.« So konnte er sich Freiheiten herausnehmen, die man unsereinem kaum durchgehen ließ, die aber Mut machten. Harry hätte auf seinem Thron sitzenbleiben können und sich um »alle anderen« nicht zu scheren brauchen, statt dessen war er außergewöhnlich großzügig und solidarisch. Ich erlebte das gleich bei unserer ersten Begegnung Anfang der neunziger Jahre, als mir ein Verlag den zweiten Krimi eines Autors anbot, dessen ersten Harry übersetzt hatte. »Und wieso macht Harry den nicht?«, fragte ich. »Harry hat keine Zeit.« Kurz darauf war Buchmesse; auf dem *Titanic*-Fest konnte ich Harry ansprechen. Bevor ich einen Auftrag annehmen würde, der von Rechts wegen seiner sein sollte, wollte ich wissen, ob das von ihm aus in Ordnung ging. Er sei nie gefragt worden, sagte er. »Aber egal: dann machst du eben den zweiten, ich den dritten, du den vierten, und so weiter.« Es folgte eine Verbrüderung-unter-Übersetzern in der nächsten Kneipe. Harrys Trinkfestigkeit ist Legende und man weiß, was für ein begnadeter Anekdotenerzähler er war; ich war an diesem Abend ein begeistertes Opfer seiner sich zehnfach verästelnden Geschichten. So sollte es zwischen uns bleiben. Kein Telefonat ohne mindestens einen neuen Witz, der manchmal durch ein brutales »Jetzt kommt Kulturzeit, tschüs!« mittendrin unterbrochen wurde. Da stand man dann da, mit dem Hörer in der Hand.

Viele Kollegen nahm er freundschaftlich unter seine Fittiche. Ich verdanke ihm Aufträge und Empfehlungen und manchmal, wenn ich sie brauchte, schenkte er mir Gedichtübersetzungen; so etwas machte er über Nacht. Am Abend erging mein Hilferuf an ihn, am nächsten Morgen hatte mein Fax die Seiten ausgespuckt, unterschrieben mit »Harry-ze-Hun« oder »H.E.R.«, mit einem Pfeil unterm »E.«: ↑ »Efficiency is my middle name«. Auch darin zeigte sich sein Genie, er konnte es einfach, mit einem Schwung und einem Wurf und einem Spruch als Zugabe. Harry, der große Mitteiler und souveräne Austeiler, ist tot. Jetzt stehen wir da, untröstlich und mittendrin im Herz zerrissen.

Ruth Keen

Dorit Gesa Engelhardt Foto privat

DORIT GESA ENGELHARDT (1976–2015)

Unsere Kollegin Dorit Gesa Engelhardt ist mit 39 Jahren urplötzlich gestorben. Es ist für uns ein unvorstellbarer, noch immer unfassbarer Gedanke.

Hauptberuflich war Dorit Lektorin, zuletzt bei Hanser Jugendbuch, und als Lektorin lernten wir sie auch kennen: Jeder Kontakt mit ihr war geprägt von der ihr eigenen, von Herzen kommenden Heiterkeit, ihrer Lust am Lachen sowie ihrer Fähigkeit, auch wenn es mit einem Termin mal eng wurde, stets die Ruhe zu bewahren und mit feinem Gespür für das Menschliche und einem unaufgeregten Blick auf die Fakten eine praktische und gute Lösung herbeizuführen.

Ebenso feinfühlig und klar erlebten wir ihre Lektoratsarbeit. Und wie sehr ihr das Texthandwerk, die sprachliche Feinarbeit am Herzen lagen, zeigt sich darin, dass sie neben ihrem Hauptberuf auch mit Leidenschaft aus dem Französischen übersetzte. So widmete sie, wenn es sich irgendwie einrichten ließ, ihre Freizeit für die Dauer eines Übersetzungsprojekts mit Freude ganz und gar dieser Aufgabe.

Für die Übersetzung von *Ziemlich beste Freunde* von Philippe Pozzo di Borgo kamen wir uns alle drei persönlich näher und lernten Dorit auch als Übersetzerin kennen. Mit Dorits unverwüstlichem Enthusiasmus im Gepäck und gemeinsam im Trio waren wir gewillt, uns auf den Terminmarathon einzulassen, und es war eine gelungene Konstellation. Dorit war der ruhende Pol, wenn es hektisch wurde, sie behielt den Blick fürs Pragmatische, wenn wir uns im Detail zu verlieren drohten, und ihr Humor und ihre Gelassenheit trugen uns durch alle Phasen

des Projekts. Der Spaß und die Fabulierlust waren mit von der Partie, wenn wir zu dritt unter Hochdruck nach den passenden Wörtern suchten und an den Nuancen unseres Textes feilten. Es war eine fachlich spannende, vor allem aber menschlich bereichernde Zusammenarbeit, die wir nicht missen mögen.

Immer mehr Erinnerungen erwachen zum Leben, und uns wird klar, wie präsent und wichtig Dorit als Mensch und als Kollegin war, und wie selbstverständlich wir davon ausgegangen sind, dass dies auch in Zukunft so bleiben würde. Ihre Verlässlichkeit, ihre Zuversicht, ihre unbändige Energie, ihr Lachen – sie haben uns jahrelang begleitet und bereichert.

Wie gerne wären wir noch einige Etappen des Daseins gemeinsam gegangen, beruflich und privat, hätten uns ausgetauscht über Erfahrungen und Erkenntnisse, Zweifel und Hoffnungen, und immer wieder über Bücher, Sprache und Sprachen. Dorit, du wirst fehlen in unserer Runde – mit deiner Stimme und mit deinem ganzen Wesen. Aber in Gedanken und im Herzen wirst du weiter bei uns sein.

Bettina Bach, Marlies Ruß

REZENSIONEN

Katrin Harlaß (Hrsg.): Handbuch Literarisches Übersetzen. Berlin: BDÜ Weiterbildungs- und Fachverlagsgesellschaft 2015, 265 Seiten, 25,00 €

Welche Wege führen in den Beruf des literarischen Übersetzers? Wie komme ich an meinen ersten Auftrag? Welche verschiedenen Arbeitsbereiche gibt es? Was muss in einem Vertrag stehen? Wo kann ich mich weiterbilden? Auf diese und weitere Fragen will das *Handbuch Literarisches Übersetzen* Berufseinsteigern eine Antwort bieten.

Der Ratgeber ist ein Gemeinschaftsprojekt, zu dem dreißig Übersetzer Kurzaufsätze beigetragen haben, die alle relevanten Themenbereiche des literarischen Übersetzens abdecken sollen. Wenig überraschend: Nach wie vor gibt es nicht nur einen Weg ins Fach. Zwar bereiten inzwischen mehrere Studiengänge auf den Beruf vor, doch zeigen die zahlreichen Erfahrungsberichte, dass die wenigsten Biographien erfolgreicher Übersetzer geradlinig verlaufen sind.

Orientierung in der Übersetzerwelt leicht gemacht

Die Entscheidungsabläufe in den Verlagen und das Wechselspiel zwischen Lektor und Übersetzer, ein weiteres Mysterium für beginnende Übersetzer, wird in gleich mehreren Beiträgen beleuchtet. Sie geben Berufsneulingen Hinweise für eine Erfolg versprechende Herangehensweise. Wer hätte gedacht, dass es mit einer Bewerbungsmappe mit Arbeitsproben nicht getan ist. In einem weiteren Beitrag werden die nächsten Schritte von der erfolgreichen Auftragsakquise bis zum Vertragsabschluss erläutert.

Die Übersetzung von Literatur ist so vielfältig wie die Literatur selbst. Wer in der Übertragung zeitgenössischer Lyrik brilliert, taugt nicht zwangsläufig zum Übersetzer eines bilderreichen Historienromans. Frühe Überlegungen, wo die eigenen Schwächen und Stärken liegen, sind angebracht, empfiehlt der Ratgeber. Der erste Auftrag mag in den meisten Fällen vom Zufall abhängen, aber mittelfristig wünscht sich jeder Übersetzer einen Einfluss auf die Auswahl der Texte, mit denen er arbeitet. Welche Anforderungen erwarten mich bei der Übersetzung von Gedichten, von Genreliteratur, von Kinder- und Jugendbüchern, Sachbüchern? Bei Untertitelungen und Synchronisierungen für Film und Fernsehen oder Übertitelung für die Bühne? Auch hier geben die Autoren Einblicke aus ihrer Berufspraxis.

Motivierende Hilfestellungen

Wer sich nach ersten Erfolgen für den Beruf entscheidet, stellt schnell fest: Die Arbeit ist mager honoriert. Das Handbuch bestätigt die bekannte Tatsache, bietet aber eine Hilfestellung zur Kalkulation des benötigten Mindestumsatzes an und weist auf Fördermöglichkeiten und Absicherungsangebote hin.

Auch grundsätzliche rechtliche Fragen werden behandelt, wie das Urheberrecht und die angemessene Vergütung von Übersetzern. Den Abschluss des informativen Teils bildet ein Glossar der wichtigsten Vertragsbegriffe und einen umfangreichen Anhang, der die weitere Recherche erleichtert.

Dieser Leitfaden bietet aber nicht nur umfassende praxisnahe Starthilfe. Seine Stärke liegt im motivierenden Grundton und der persönlichen Gestaltung der Texte. Jedem Beitrag ist eine Kurzbiographie des Verfassers nachgestellt, bisweilen mit dessen E-Mailadresse oder Webseite. Dem Leser erscheinen die Hürden zur Laufbahn als Literaturübersetzer nach der Lektüre auf einmal überwindbar. Er erhält technische Informationen sowie Erfahrungsberichte von erfahrenen Größen der Branche. Ein sympathischer Ansatz, voll Solidarität mit den Berufsanfängern und zukünftigen potentiellen Konkurrenten.

Christina Brunnenkamp

Stefanie Schramm, Claudia Wüstenhagen: Das Alphabet des Denkens. Wie Sprache unsere Gedanken und Gefühle prägt. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 2015. 318 Seiten, € 19,95.

Die beiden Journalistinnen Stefanie Schramm und Claudia Wüstenhagen begeben sich in diesem populärwissenschaftlichen Sachbuch auf eine Reise ins Reich der Wörter. Ihr Ziel: die vielfältigen und trotz aller Forschungen oft noch durchaus rätselhaften Zusammenhänge zwischen Sprache und Denken aufzudecken. Wie wirken Wörter? Was verraten sie über uns? Und wie können wir sie für uns nutzen? Das sind die drei großen Fragen, die das Buch in drei Abschnitten stellt und, soweit der Forschungsstand es zulässt, auch beantwortet.

Ausgehend von zwei verfeindeten linguistischen Lagern, den Universalisten, die sich auf Noam Chomsky berufen und die These vertreten, dass allen Menschen dasselbe Sprachvermögen und dieselben universellen sprachlichen Grundregeln angeboren sind und die verschiedenen Muttersprachen daher keinen Einfluss auf das Denken nehmen, und den Relativisten, die, ihrem »Begründer« Benjamin Lee Whorf folgend, die Gegenthese vertreten, dass wir nämlich alle in unseren verschiedenen Sprachen denken und diese folglich auch Einfluss auf unser Denken nehmen, erkunden Schramm und Wüstenhagen in ihrem informativen und unterhaltsamen Buch, wie es um solche Theorien bestellt ist und inwieweit sie durch die neuesten Forschungen auch durchaus miteinander versöhnbar sein könnten.

Beherrschen wir die Sprache, oder beherrscht sie uns?

Dazu haben sie diverse, teilweise höchst amüsante Experimente aus der Psychologie und Kognitionsforschung ausgewertet und die Wissenschaftler dazu befragt. An der Wurzel steht immer die Frage: »Beherrschen wir die Sprache, oder beherrscht die Sprache uns?« Die Leserin erfährt, welche Wirkung schon die kleinste Einheit der Wörter, die Phoneme, haben, lernt das freundlich-fröhliche i und das schwerere, eher düstere o genauer kennen, wird in die unerwarteten Wirkweisen von Metaphern eingeweiht, die weit mehr sind als »nur« Stilmittel, sondern vielmehr mit unsere wichtigsten Denkwerkzeuge (die, richtig eingesetzt, zudem eine große manipulative Kraft entfalten), und erfährt, wie heilsam Schimpfwörter sein können, die nicht nur starke Emotionen ausdrücken, sondern teilweise sogar das Schmerzmittel ersetzen können.

Die Autorinnen sind auch der Frage nachgegangen, was Sprache über den Menschen verraten kann, und stoßen dabei auf spannende Experimente, beispielsweise ein Computerprogramm, das anhand der Analyse der verwendeten Personalpronomen individuelle Persönlichkeitsprofile erstellt, oder das durchaus furchteinflößende, noch in der Entwicklung befindliche »Metaphern-Programm«, von dem sich Geheimdienste Einblicke in die Haltung und Mentalität belauschter Personen anhand der Metaphern erhoffen, die sie verwenden. Auch den manipulativen Gehalt von Wörtern und Metaphern, die in der Werbung und vor allem in der Politik zum Einsatz kommen, betrachtet das Buch im dritten Teil, der sich mit der Art und Weise befasst, wie wir Sprache für uns (aus)nutzen.

Schimpfwörter statt Schmerzmittel

All das beschreiben die Autorinnen in einer leichtfüßigen, allgemein verständlichen, aber trotzdem nie schlichten Sprache, gewürzt mit anschaulichen, oftmals sehr witzigen Anekdoten, die das Buch, trotz der durchaus anspruchsvollen Thematik, zu einem kleinem *page-turner* machen. Man verfolgt die historische Entwicklung der linguistischen und psychologischen Forschungen auf dem Gebiet mit ebenso großer Spannung wie die Experimente heutiger Forscher, beispielsweise der Psychologin Lera Boroditsky, die sowohl die manipulative Wirkung unterschiedlicher Metaphern auf das Denken ihrer Probanden untersucht (so werden einer Stadt, die von der »Bestie« des Verbrechens heimgesucht wird, ganz andere Lösungsvorschläge für die Problematik anempfohlen als genau derselben Stadt, in der das Verbrechen als »Virus« bezeichnet wird) als auch die Einflüsse der Muttersprache auf das Denken, oder die des »Sprachdetektivs« James Pennebaker, der sich auf dem Gebiet der Persönlichkeitserforschung anhand von Personalpronomen hervorgetan hat.

Bei aller Populärwissenschaftlichkeit ist das Buch bestens fundiert, wie der lange Anmerkungsteil mit einer großen Zahl von Referenztexten zeigt. Eine geordnete Bibliographie und ein Register hätten vielleicht nicht geschadet. Aber auch so bietet *Das Alphabet des Denkens* einen spannenden, unterhaltsamen und fundierten Einblick und auch einige Antworten auf die Frage, wie Sprache und Denken zusammenhängen. Und es ist zudem eine hervorragende Fundgrube für viele kleine interessante Fakten zur Wirkung einzelner Sprachelemente, die wir als Übersetzer in unserer Arbeit sehr gut verwerten können. Eine lohnende Lektüre!

Tanja Handels

Marie-Luise Knott, Georg Witte (Hrsg.): Mit anderen Worten. Zur Poetik der Übersetzung. Berlin: Matthes & Seitz 2014, € 19,90

Seit 2007 gibt es an der FU Berlin die Schlegel-Gastprofessur für Poetik der Übersetzung, jedes Jahr halten die für ein Semester an die FU eingeladenen Übersetzerinnen und Übersetzer eine Antrittsvorlesung. Diese ist öffentlich zugänglich und allen Interessierten sehr zu empfehlen. Diesen Eindruck bekommt man zumindest bei der Lektüre der in diesem Band versammelten Textfassungen der Vorlesungen.

Frank Günther erläutert den Sinn der Gastprofessur:

> *»Grundsätzliche Aspekte des Poetischen und seine Wiedergabe im kreativen Übersetzungsprozess sollen untersucht, erprobt und erkennbar gemacht werden, um die Sinne für Sprache und Literatur zu schärfen, um die interkulturelle Kompetenz zu erweitern und die Wiedergewinnung fremden Denkens und Dichtens in Übersetzungen beurteilen und würdigen zu lernen.«*

Elisabeth Edl stellt klar, dass es nicht um die *Tätigkeit* des Übersetzens geht, sondern einzig und allein um die *Übersetzung* als literarische Form. Das sieht Rosemarie Tietze völlig anders. Sie entwirft eine konkrete, handfeste Utopie des Übersetzerlebens, in dem die Verlage selbstverständlich den Stil einer Übersetzerin kennen und bei der Auftragsvergabe berücksichtigen, die Zusammenarbeit von Übersetzer und Autor weitergeführt wird, wenn sie sich bewährt hat, und ein Text niemals aus Zeitdruck auf verschiedene Übersetzer aufgeteilt und verhackstückt wird. Der Literaturübersetzer kann von seiner Tätigkeit leben und hat ausreichend Zeit zum Reisen, Kreativsein und Pflegen des Austauschs mit anderen. Eine eigentlich trivial klingende Idylle, von der dennoch viele von uns immer noch träumen.

Sich beim Schreiben selbst auf die Finger sehen

Elisabeth Edl interessiert sich für andere Dimensionen unserer Arbeit: Sie spricht über »Wissenschaft und Kunst« der Übersetzung. Wissenschaft ist für sie die »ganz genaue Untersuchung aller ästhetischen Eigenarten des Werkes: Klang, Rhythmus, Syntax, lange oder kurze Satzgefüge, Ironie, Wortspiele, Alliterationen, aber auch Sachgehalt und historischer Sprachstand.« Wichtig ist ihr eine Übersetzungspoetik, die sich streng der Ästhetik des Originals verpflichtet weiß.

Ähnlich streng ging Susanne Lange bei ihrer Übersetzung des *Don Quixote* vor, von der sie in ihrer Antrittsrede spricht: »Wer sich mit einfachen Lösungen einen glatten Satz erkauft, der wird das später teuer bezahlen.« Mit ungeheurer Hingabe und Reflektion widmete sie sich der Neuübersetzung dieses großen Weltbuchs. Der Übersetzer wolle mit dem Schriftsteller verschmelzen, müsse aber immer wieder von ihm Abstand nehmen und sich bei der Arbeit selbst auf die Finger sehen, schreibt sie. »Er ist ein Schreibender, der sich jedes einzelne seiner Worte bewusst machen, d.h. sich beim Schreiben beständig zusehen muss.«

Schönheiten erhaschen

Der Namensgeber der Gastprofessur, August Wilhelm von Schlegel, kommt natürlich auch zu Wort, materialisiert sich sogar mittels eines ektoplasmatischen Spitzentaschentuchs aus Frank Günthers Brusttasche. Seine Vorlesungen reflektieren das Ringen darum, was es heißt, ein Werk »treu« nachzubilden, »Schritt vor Schritt dem Buchstaben des Sinnes zu folgen und doch einen Teil der unzähligen, unbeschreiblichen Schönheiten, die nicht im Buchstaben liegen, die wie ein geistiger Hauch über ihm schweben, zu erhaschen.«

Burkhart Kroeber zitiert zwei Vordenker des Übersetzens, Goethe und Schleiermacher:

> *»Die berühmte These von Schleiermacher über die ›zwei Wege des Übersetzens‹, die einbürgernde und die verfremdende Übersetzung, stammt vermutlich von Goethe, der sie 1814 in seinem Nachruf auf Wieland zum ersten Mal vorgetragen hatte.«*

Wie schrecklich mutet im Vergleich zu diesen Kontroversen eine von Stefan Weidner imaginierte Welt ohne Übersetzungen an. Was ihn mit dem Übersetzen versöhnt, sagt er, sei seine

> *»bohrende Eigenlogik. Es ist nie zufrieden. Es findet, selbst im verstanden Geglaubten, immer noch Unverstandenes. ...Im Wirken der Übersetzer sitzt der Stachel, der jede Kritik antreibt, motiviert und rechtfertigt. Liebe Übersetzer, bitte kritisiert einander weiterhin aufs Heftigste! Eure Welt ist anders als die aller anderen, sie ist voll von Unverstandenem, Unsagbarem; sie ist voller Geheimnis. Es ist ein Geheimnis, das Ihr Übersetzer wahrt, das wir Übersetzer wahren, indem wir es enthüllen.«*

Mehr Motivation brauchen wir nicht! Ein tolles Buch.

Anke Burger

WOLF HARRANTHS PC-RUBRIK

Heute gehen wir auf Nummer sicher …

… und verzichten vorläufig auf das verlockende Angebot von Microsoft, gratis Windows 10 in den PC einzusacken. Gratis ist bekanntlich nie umsonst, und hängt man erst am Haken, darf man erstens für diese und jene Anwendung (die man zwar nicht braucht, aber unbedingt haben will) erst recht zahlen und wird zweitens nicht Nutz- sondern Schadnießer sämtlicher Entwicklungspannen. Damit mich die Rechtsanwälte der Firma MS nicht gleich hoppnehmen, formuliere ich es positiv: Windows 10 wird demnächst (wie alle seine Vorgänger) das beste Windows aller Zeiten.

Das Bundesamt für Sicherheit und Informationstechnik informiert bei www.buerger-cert.de kostenfrei und neutral über Viren, Würmer und Sicherheitslücken in Computeranwendungen. Oft führt ein direkter Link gleich zur Schadensbehebung. Ebenso kann man hier den Newsletter »Sicher informiert« abonnieren. Und wenn Sie schon beim BSI sind, gucken Sie doch flugs bei www.bsi-fuer-buerger.de rein – die NSA tut das ja auch.

Doppelmoppeln heißt auf Deutsch: Redundant handeln. Sollte man auf jeden Fall, wenn man ein Mailkonto bei Google oder Microsoft hat. Beide Anbieter lassen uns beim Einloggen ein zweites Passwort einrichten – ein formidabler Zusatzschutz vor fremden Blicken, denn: Spam-Mail bekommen Sie nur, wenn jemand Ihren Account ausgespäht hat. Bei gmail geht's so: www.gmail.com Klick auf den kleinen Pfeil rechts oben. Konteneinstellungen – Sicherheit – Bestätigung in zwei Schritten – Bearbeiten. Beim Microsoft-Account klicken Sie rechts oben auf Ihren Namen, dann: Sicherheitsinfos – Prüfung in zwei Schritten einrichten.

Und jetzt noch ein bisschen Taskleisten-Spielzeug.

Die blaue Leiste ganz unten bei Windows 7 (und 10, aber ja doch) heißt Symbolleiste, wie man herausfindet, wenn man dort unten rechts mit der Maus klickt. Da sind dann – noch mal Rechtsklick – ein paar Angebote, die nicht jeder Juser just: *Adresse* richtet ein permanentes Feld ein, in dem man eine URL eintippt oder sie aus der Chronik aufruft – schon öffnet sich ebendort der Browser. Und bei *Desktop* lassen sich Shortcuts zu – beispielsweise – Unterverzeichnissen anlegen.

Kennen Sie die Wirkung der Windows-Taste plus Nochwas? Öffnen Sie ein paar Browser-Fenster und drücken Sie dann Windows plus Pfeil. Rechts, links, rauf, runter, Home (bzw. Pos1), D und nochmal D.

Bei sehr vielen geöffneten Fenstern empfiehlt sich übrigens Alt+Tab. Bei dauerhaft gedrückter Alt-Taste springen Sie mit Tab von Fenster zu Fenster. Noch eleganter wirkt das in 3D: Windows+Tab. Windows gedrückt halten und mit Tab springen.

Haben Sie mehrere Programme oder Seiten geöffnet und (per Underscore rechts oben) auf die Taskleiste gelegt, klicken Sie sich mit Windows+T querdurch und holen mit Klick die gewünschte Seite auf den Bildschirm.

PS: Ich habe letzthin Plunder gebaut und als Zusammenstellung der Hochschule Leipzig angeboten: http://www.hs-augsburg.de/mebib/fidb/lexika.html Die unerwartet rege Reaktion auf die Verlegung Leipzigs nach Augsburg beweist, dass diese Rubrik sogar gelesen wird.

Lob und Tadel erreichen yours truly unter:
harranth@dokufunk.org

Impressum
Übersetzen (ehemals »Der Übersetzer«) erscheint halbjährlich.
Herausgeber: Verband deutschsprachiger Übersetzer literarischer und wissenschaftlicher Werke e.V. (VdÜ) in Zusammenarbeit mit der Bundessparte Übersetzer des VS in ver.di, Paula-Thiede-Ufer 10, 10179 Berlin.
Bankverbindung
Inlandsüberweisung: EthikBank Eisenberg, Konto Nr. 320 91 56
BLZ 830 944 95
EU-Überweisung: EthikBank Eisenberg,
IBAN: DE86 8309 4495 0003 2091 56, BIC: GENODEF1ETK
Redaktion (verantwortlich): Dr. Sabine Baumann, Obermainanlage 21, 60314 Frankfurt am Main
Veranstaltungen: Gesine Schröder, Bürknerstraße 20, 12047 Berlin
Rezensionen: Anke Burger, 7081 Rue Waverly #5, Montréal QC H2S 3J1, Kanada
Abonnements: Maike Dörries, Eichelsheimer Str. 6, 68163 Mannheim
Layout: Christoph Morlok, Mannheim
Gestaltung Umschlag: Rimini Berlin
Druck: Druckkollektiv Gießen
ISSN 1868-6583
Für unverlangte Manuskripte keine Haftung. Die Redaktion behält sich Kürzungen vor. Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion und mit Quellenangabe.

Redaktionsschluss
Heft 1 (erscheint im April): 31. Januar
Heft 2 (erscheint im Oktober): 31. Juli